Der Aufbau der realen Welt

Grundriß der allgemeinen Kategorienlehre

von

Nicolai Hartmann

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung / J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung / Georg Reimer / Karl J. Trübner / Veit & Comp.

Berlin 1940

Archiv-Nr. 42 45 40

Druck von Walter de Gruyter & Co · Berlin W 35

Printed in Germany

Vorwort.

Den Untersuchungen „Zur Grundlegung" und denen über „Möglichkeit und Wirklichkeit" stelle ich mit der Allgemeinen Kategorienlehre, die den „Aufbau der realen Welt" umreißen soll, das dritte Stück der Ontologie an die Seite.

Die Entfaltung des neuen Themas ist durch die voraufgegangenen Bände eindeutig vorgezeichnet. Man wird sich der dort mehrfach erörterten Gründe erinnern, warum alle ins Besondere und Inhaltliche gehende Ontologie die Form der Kategorienlehre annehmen muß. Nicht von Verstandesbegriffen handelt die Kategorienlehre, sondern von den strukturellen Fundamenten der realen Welt, genau in demselben Sinne, wie die Modalanalyse von ihrer Seinsweise handelte. Kategorienlehre ist nicht Sache der Erkenntnistheorie; sie ist für diese zwar unentbehrlich, kann aber von ihr allein nicht bewältigt werden. Nur ontologische Frageweise hat für sie die rechte Einstellung und die nötige Weite.

Mit welchem Recht sich Seinsfundamente unter dem Namen von „Kategorien" behandeln lassen, ist nicht schwer zu zeigen; davon gibt die Einleitung Rechenschaft. Daß aber in einer Untersuchung über Kategorien auch ein einheitliches Gerüst der realen Welt greifbar wird, ist eine Einsicht, die sich nicht zum voraus, sondern erst im Fortschreiten der inhaltlichen Erörterungen selbst erweisen läßt. Wenn ich diese Einsicht bereits im Titel des Buches ausspreche, so greife ich damit dem Erweise nicht vor, sondern weise nur vorweg auf den ontologischen Hauptgegenstand der Kategorialanalyse hin.

Der Hinweis ist nicht überflüssig. Denn der Weg des Erweises ist ein weiter. Das ontologische Kategorienproblem ist mit einer langen Reihe von Aporien belastet, von denen die meisten auf traditionellen Vorurteilen beruhen. Der Abbau dieser Vorurteile ist die Aufgabe des I. Teiles. Er vollzieht sich in rein kritischer Arbeit, und zwar auf einem Wege, der, wie mir scheinen will, der Weg einer neuen Kritik der reinen Vernunft ist. In der Tat handelt es sich hier auf der ganzen Linie um neue Einschränkungen der aprioriſchen Erkenntnis sowie um Sicherung der objektiven Gültigkeit philosophischer Einsichten.

Dieser Teil der Untersuchungen wird nicht um seiner selbst willen geführt, enthält aber die entscheidenden Auseinandersetzungen. Ein Bruchstück davon habe ich bereits 1924 in dem Aufsatz „Wie ist kritische Ontologie überhaupt möglich" veröffentlicht. Der Sache nach war es schon damals die Vorarbeit zur Kategorienlehre. In der neuen Be-

arbeitung konnte ich die alten Ansätze fast durchgehend festhalten. Inhaltlich aber bedurfte es vieler Ergänzungen.

Die Kategorienlehre selbst freilich erfordert ein ganz anderes Vorgehen. Kategorien wollen aufgezeigt, analysiert, durch ihre mannigfaltigen Abwandlungen hindurch verfolgt sein. Der II. Teil nimmt diese Aufgabe in Angriff, indem er die strukturellen Fundamentalkategorien herausarbeitet, d. h. diejenigen Kategorien, die allen Schichten des Realen (und überdies allen Seinssphären) gemeinsam sind, sowie die sich eng an sie anschließenden Kategoriengruppen der Qualität und Quantität. Diese Untersuchung muß weit ausholen. Sie mag darum in ihren Anfängen unübersichtlich scheinen. Vergleicht man sie aber mit den Schwierigkeiten der Modalanalyse, so darf sie als konkret und relativ leicht gelten. Sie kann überall am Inhaltlichen ansetzen, z. T. sogar am anschaulich Gegebenen und unmittelbar Aufweisbaren. Denn jede dieser Kategorien durchdringt den ganzen Schichtenbau der realen Welt bis hinauf zu den Höhen des geistigen Seins und offenbart in jeder Höhenlage neue Seiten ihres Wesens.

Die Anfänge dieser Untersuchung liegen weit zurück. Schon die „Metaphysik der Erkenntnis" (1921) fußte auf einigen Analysen dieser Art. Wenn ich sie damals mit hätte vorlegen können, es wäre manches schlimme Mißverständnis niemals aufgekommen; ich hoffte denn auch, in absehbarer Zeit einen Abriß der Kategorienlehre folgen lassen zu können. Die Hoffnung erfüllte sich nicht. Mit dem Eindringen wuchs der Stoff an, und solange der Überblick des Ganzen fehlte, entbehrten auch die ersten Schritte der Sicherheit. Indessen sind fast zwei Jahrzehnte darüber hingegangen und die ganze Problemlage im Fach hat sich verschoben. Der Ontologie ist sie günstiger geworden: der Fragebereich um das „Seiende als Seiendes" hat wieder eine gewisse Selbständigkeit erlangt; und wenn man heute das Sein vom Gegenstandsein unterscheidet, so wird man wenigstens von den Jüngeren verstanden. Andererseits hat sich der Fragebereich der Ontologie zu ungeahnter Verzweigung ausgewachsen; niemand wird heute noch glauben können, auf diesem Arbeitsgebiet als Einzelner zu einem Abschluß gelangen zu können. Es beginnt vielmehr die Einsicht durchzudringen, daß wir überhaupt heute erst in den Anfängen der Kategorienlehre stehen. Wer auf diesem Gebiete etwas vorlegen will, muß notgedrungen einen vorläufigen Grenzstrich ziehen.

Die Problemlage unserer Zeit gestattet den Einblick nur in gewisse Ausschnitte des kategorialen Gesamtaufbaus. Nur die niederen Schichten sind halbwegs zugänglich geworden; für die höheren, die des seelischen und des geistigen Seins, mangelt es noch an gründlicher Vorarbeit. Und wie könnte es anders sein? Ist doch die Psychologie, ist doch die

Mehrzahl der Geisteswissenschaften noch jung. Diese allgemeine Problemlage kann sich nur langsam ändern. Wer mehr als einen Ausschnitt geben wollte, müßte mit Vermutungen künftiger Einsichten arbeiten. Damit kann in der Wissenschaft niemand Glück haben. Den Propheten spielen wird stets nur der Unwissende.

So ist es denn auch heute nur ein Ausschnitt aus der kategorialen Mannigfaltigkeit, was ich auf diesen Blättern vorlege. Und nicht nur auf diesen Blättern. Denn das gleiche wie von den Fundamentalkategorien, die dieser Band behandelt, gilt auch von den Kategorien der Natur, mit denen es der nächste (das vierte Stück der Ontologie) zu tun hat. Andererseits aber ist auch der engste Ausschnitt aus der kategorialen Mannigfaltigkeit nur auf Grund größerer Zusammenhänge faßbar. Man muß diese wenigstens im Blick haben, wenn auch die Analyse sie nicht bewältigt. Denn so steht es einmal im Kategorienproblem: es hängt alles unaufhebbar aneinander, und man kann die Anfänge erst zur Klarheit bringen, wenn man mit der Kategorialanalyse bedeutend über sie hinausgelangt ist und etwas vom Aspekt des Ganzen erfaßt hat.

Das widerstreitet keineswegs dem Ansatz an einem Ausschnitt. Im Gegenteil, dafür stehen die Aussichten gar nicht schlecht. Gerade das Ganze ist von den Anfängen aus in gewissen Umrissen erkennbar. Denn eben weil im Kategorienreich alles unlöslich aneinanderhängt, muß sich auch schon in den Fundamentalkategorien etwas vom Aufbau der realen Welt verraten. So kommt es, daß am Leitfaden dieser Kategorien eine Reihe von Gesetzen greifbar wird, die das innere Gerüst des ganzen Aufbaus ausmachen. Darum bildet die Herausarbeitung dieser Gesetze den eigentlichen Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchungen. Mit ihnen hat es der dritte Teil des Buches zu tun.

Mit den Gesetzen selbst bringe ich heute nicht mehr etwas Neues. Ich habe 1926 unter dem Titel „Kategoriale Gesetze" (Philosophischer Anzeiger I, 2) von ihnen gehandelt; doch fehlte mir damals das breitere inhaltliche Material, um sie mehr ins Einzelne durchzuprüfen. Auch habe ich im Lauf der Jahre manches an der damaligen Fassung verbesserungsbedürftig gefunden. Die Gesetze kehren zwar in der neuen Fassung alle wieder, haben aber in einigen wesentlichen Stücken eine Änderung erfahren.

Der Hauptpunkt des Unterschiedes läßt sich ohne Schwierigkeiten vorweg angeben. Damals schien es mir noch, daß alle Überlagerung der Seinsschichten und ihrer Kategorien den Charakter des Überformungsverhältnisses trage. Damit war dem relativierten Form-Materie-Verhältnis, also einem einzelnen Kategorienpaar, ein zu großer Spielraum zugestanden; der Aufbau der realen Welt war noch

zu einfach gezeichnet. Der Fehler machte sich dann in der weiteren Durchführung der Kategorialanalyse immer mehr als Unstimmigkeit geltend. Es zeigte sich, daß weder die Schichten des Realen selbst noch die seiner Kategorien im reinen Überformungsverhältnis aufgehen, daß vielmehr eine zweite Art der Überlagerung sich dazwischenschiebt und nach oben zu immer mehr das Feld beherrscht. Diese galt es zu fassen und der kategorialen Gesetzlichkeit einzugliedern.

So sah ich mich denn auf die neuerliche Überprüfung der ersten Grundlagen zurückgeworfen. Mit den mannigfachen Umwegen, die meine Untersuchungen seitdem durchlaufen haben, brauche ich den Leser dieses Buches nicht zu beschweren. Ich habe denn auch in der neuen Darstellung der kategorialen Gesetze davon Abstand genommen, auf die frühere Fassung Bezug zu nehmen. Es schien mir überflüssig, heute noch fortlaufend an sie zu erinnern. Wer die alte Arbeit kennt, wird ohnehin leicht die Abweichungen feststellen. Und über die Gründe der veränderten Fassung gibt die Analyse selbst genügend Aufschluß.

Indessen konnte ich von Jahr zu Jahr verfolgen, wie sich der Schichtungsgedanke, obgleich ich ihn damals in unausgereifter Form gebracht hatte, immer mehr durchsetzte. Es scheint, daß er ein allgemein empfundenes und auf vielen Problemgebieten gedanklich vorbereitetes Desiderat des erwachenden ontologischen Denkens erfüllte. Das besondere Verhältnis der Schichten jedoch sowie namentlich die zwischen ihnen waltende Abhängigkeit unterlag hierbei mancher Verunklärung. Da nun der kategoriale Bau der realen Welt ein Schichtenbau ist, die besondere Art seiner Schichtung also zum eigentlichen Hauptthema des vorliegenden Buches gehört, so habe ich nunmehr auf die Behandlung der vierten Gesetzesgruppe, die der Dependenzgesetze, größeren Nachdruck legen müssen. Erst von diesen Gesetzen aus fällt das entscheidende Licht auf das Schichtungsverhältnis, und auch sonst liegen bei ihnen die wichtigsten Aufschlüsse über den Aufbau der realen Welt. Erst hier, im letzten systematischen Abschnitt des Schlußteiles, kommt das Hauptthema des ganzen Werkes zum Austrag. —

Noch eines liegt mir hierbei am Herzen. Ich höre immer wieder den Vorwurf, ich hätte der Philosophie das Recht, auf ein „System" hinzuarbeiten, abgesprochen, täte dabei aber selbst nichts anderes als ein philosophisches System zu bauen. Es kann nicht fehlen, daß dieser Vorwurf insonderheit gegen ein Buch erhoben werden wird, welches direkt vom Aufbau der realen Welt handelt, also jedenfalls doch auf ein System hinarbeitet.

Ich könnte gegenfragen: soll etwa einem, der gegen das Konstruieren einschreitet, das Thema „Welt" verwehrt sein? Oder soll, weil es das Thema doch nun einmal gibt, aller kritischen Besinnung

abgeschworen und aller Spekulation die Tür geöffnet sein? So wird man es wohl nicht meinen. Aber es ist vielleicht besser, wenn ich den entscheidenden Unterschied — auf die Gefahr hin, denen lästig zu werden, die ihn längst erfaßt haben — hier in Kürze darlege.

Da ist doch den Herren Kritikern ein mir kaum begreifliches Mißverständnis untergelaufen. Sie haben das System der Welt mit dem System der Philosophie, das Suchen nach ersterem mit dem fabulierenden Gedankenspiel des letzteren verwechselt. Niemals habe ich bestritten, daß die Welt, in der wir leben, ein System ist, und daß die philosophische Erkenntnis dieser Welt auf Erkenntnis ihres Systems hinauslaufen muß. Bestritten habe ich stets nur, daß solche Erkenntnis von einem vorentworfenen Systemplane ausgehen dürfe — gleich als wüßten wir schon vor aller Untersuchung, wie das Weltsystem beschaffen ist —, um dann hinterher die Phänomene hineinzuzwängen, soweit das geht, und abzuweisen, soweit es nicht geht. Dieses haben die spekulativen Systeme der Metaphysik von den Anfängen der Philosophie bis auf unsere Zeit getan. Darum hat sich keines von ihnen halten können. Systeme dieser Art sind es, die m. E. in der Tat heute ausgespielt haben.

Das ist der Unterschied, auf den allein es ankommt: ob man ein erdachtes resp. den Traditionen theologischer Populärmetaphysik entnommenes System voraussetzt, oder ob man ein noch unbekanntes System, das im Gefüge der Welt stecken mag, von den Phänomenen ausgehend aufzudecken sucht. Von einem Aufbau der „realen Welt" wird man sinnvollerweise nur im zweiten Falle handeln können. Man wird dabei freilich das System nicht auf den Tisch präparieren können. Man wird sich auch nicht einbilden dürfen, das vom Fabulieren verwöhnte metaphysische Bedürfnis befriedigen zu können. Man wird vielmehr zufrieden sein, wenn es gelingt, einige Grundzüge des gesuchten Weltgerüstes zur Greifbarkeit zu bringen.

Mehr als einige Grundzüge bringt auch dieses Buch nicht. Die kategorialen Gesetze bilden nur ein loses Geflecht, in dem manches hypothetisch und vieles ganz offen bleibt. Wer die Gesamtanschauung von der Welt, auf die sie hinausführen, ein System der Philosophie nennen will, dem soll das unverwehrt sein. Er muß sich dann nur hüten, das System über die Grenzen des wirklich Aufgewiesenen und Dargelegten hinaus nach Gutdünken zu erweitern. Dem Systemsüchtigen vom alten Schlage wird das nicht leicht sein. Wer den Unterschied von Untersuchen und Konstruieren nicht in langjähriger eigener Arbeit an denselben Problembeständen ermessen gelernt hat, wird hier schwerlich die kritische Grenze zu ziehen wissen. Er wird gut tun, sie sich einstweilen zeigen zu lassen.

Ob ich selbst die Grenze richtig gezogen habe — diese Frage wird der aufmerksam Lesende in jedem Kapitel des Buches neu gestellt finden. Sie zu beantworten ist weder Sache des Autors noch seiner Zeitgenossen. Sie beantwortet sich von selbst, wenn die Forschung einige Schritte weiter gelangt und die Problemlage eine andere geworden ist. So lehrt es uns die geschichtliche Erfahrung. Aber die Heutigen erfahren die Antwort nicht mehr.

Eine Fülle weiterer Fragen hängt hiermit zusammen, die alle ins Methodologische gehen. Fast ebenso groß wie das Mißverständnis in der Systemfrage ist das andere, das die „Voraussetzungen" der Philosophie betrifft. Jene selben Kritiker haben mir die Idee einer „voraussetzungslosen Philosophie" zugeschrieben. Sie haben damit einen mir gänzlich fremden Gedanken — der ja auch nachweislich ganz anderen Ursprungs ist — auf meine Arbeiten übertragen. Ich habe schon vor zwei Jahrzehnten in der „Metaphysik der Erkenntnis", damals noch im Gegensatz zur Mehrzahl der Fachgenossen, die umgekehrte Forderung erhoben, die Philosophie von einem so breit wie möglich angelegten Umfang des Gegebenen aus zu beginnen und in diesem Gegebenen den Bestand ihrer Voraussetzungen zu erblicken. Zu wenig Gegebenes anzunehmen ist gefährlich, denn es setzt eine Auslese voraus, deren Gesichtspunkt nicht zum voraus feststehen kann; zu viel vorauszusetzen ist weit gefahrloser, weil in der Fortarbeit das irrig Hingenommene sich herausstellen läßt. Die Philosophie beginnt nicht mit sich selbst; sie setzt das in Jahrhunderten angesammelte Wissen und die methodische Erfahrung aller Wissenschaften voraus, nicht weniger aber auch die zweischneidigen Erfahrungen der philosophischen Systeme. Aus alledem hat sie zu lernen. Von dem ungeheuren Unsinn einer „voraussetzungslosen Wissenschaft" ist sie jedenfalls weiter entfernt als irgendein anderer Wissenszweig.

Was sie wirklich zu vermeiden trachten muß, sind nur Voraussetzungen einer bestimmten Art: die spekulativen und konstruktiven, die der Untersuchung vorgreifen und ihre Ziele vorweg bestimmen. Noch im Neukantianismus hat die Tradition der Systembaumeisterei vorgeherrscht. Wir stehen heute in der Reaktion gegen diese Tendenz. Philosophie soll keine Luftschlösser bauen. Sie soll auch nicht vorspiegeln, zeitlose Dinge zu treiben. Aus der Zeitlage heraus die Probleme aufgreifen soll sie, in dem Maße als diese spruchreif geworden sind. Es gibt keine größere Aufgabe für sie, als die Arbeit an ihnen bewußt und ohne Nebenrücksichten aufzunehmen.

Berlin, Dezember 1939.

Nicolai Hartmann.

Inhalt.

Seite

Einleitung

1. Die Stellung der Kategorienlehre innerhalb der Ontologie 1
2. Der Sinn der Frage nach den „Kategorien" 2
3. Das erkenntnistheoretische Kategorienproblem 5
4. Die Gegebenheitsverhältnisse im Wissen um Kategorien. 8
5. Von der Erkennbarkeit der Kategorien 10
6. Berechtigung des Festhaltens an den „Grundprädikaten" 13
7. Weitgehende standpunktliche Indifferenz der Kategorienlehre 15
8. Die geschichtliche Kontinuität der Kategorialanalyse 17
9. Die Denkformen und der kategoriale Relativismus. 19
10. Die geschichtliche Beweglichkeit des Geistes und die Kategorien . . . 20
11. Kategoriale Stellung der Denkformen 22
12. Echte und scheinbare Kategorien 23
13. Die Beweglichkeit der Denkformen und das Durchgehen der Kategorien 25
14. Pragmatismus, Historismus und Fiktionstheorie 27
15. Die Arten der Variabilität und ihre Gründe 29
16. Der Richtungssinn im Wechsel der Denkformen 32
17. Das Auftauchen der Kategorien im Wechsel der Denkformen 34
18. Die Lagerung der primären Gegebenheitsgebiete 36
19. Kategoriale Entfaltung des Weltbewußtseins 39

Erster Teil

Allgemeiner Begriff der Kategorien

I. Abschnitt. Die Kategorien und das ideale Sein.

1. Kapitel. Gleichsetzung von Prinzipien und Wesenheiten 41
a. Prinzip und Determination 41
b. Das Allgemeine in den Kategorien. Antike Fassungen. 43
c. Neuzeitliche Fassungen. Kant und seine Epigonen. 45
d. Die phänomenologische Erneuerung der Wesenslehre 46

2. Kapitel. Aufhebung der Gleichsetzung. Die Abgrenzung 48
a. Die drei Hauptpunkte der Unterscheidung 48
b. Die Grenzen des Formcharakters in den Kategorien 50
c. Das Substratmoment in den Kategorien. 51

3. Kapitel. Die Kategorien des idealen Seins 52
a. Prinzip und Concretum innerhalb des Wesensreiches 52
b. Die Spiegelung der Sachlage in den Gegebenheitsverhältnissen . . 54
c. Wesenheiten und Wesenskategorien 56
d. Ausblick. Werte und Wertkategorien 57

4. Kapitel. Inhaltlicher Überschuß der Realkategorien 59
a. Kategorialer Hintergrund des Sphärenunterschiedes 59
b. Modale und substantielle Momente 60
c. Die Zeitlichkeit als kategoriale Grenzscheide. Die Räumlichkeit . . . 62
d. Die Realkategorie der Individualität. Konsequenzen. 64

II. Abschnitt. Ontologische Fassungen und Fehlerquellen.

Seite

5. Kapitel. Didaktischer Wert der Vorurteile 66
   a. Das unbewältigte Rätsel der „Teilhabe" 66
   b. Notwendigkeit einer radikaleren „Kritik" 68
   c. Geschichtlicher Gang der Arbeit am Kategorienproblem 70
   d. Methodologisches 73

6. Kapitel. Der kategoriale Chorismos und die Homonymie. . . . 75
   a. Aporie und Geschichte des Chorismos 75
   b. Aufhebung des Chorismos. Das Wesen des Prinzips 77
   c. Das Platonische Vorurteil der Homonymie 79
   d. Der Gedanke des „Prinzips" und seine Vernichtung in der Homonymie 81
   e. Die Theorie der „Vermögen". Aufhebung der Homonymie 83

7. Kapitel. Kategoriale Grenzüberschreitung und Heterogeneität . 85
   a. Die Verallgemeinerung spezieller Kategorien 85
   b. Krasse Typen kategorial einseitiger Weltbilder 87
   c. Die Grenzüberschreitung „nach unten" 89
   d. Das Erfordernis der Wahrung kategorialer Eigenart. 91

8. Kapitel. Kategorialer Teleologismus und Normativismus . . . 93
   a. Alte und neue Zweckvorstellungen im Kategorienproblem 93
   b. Axiologische Fundierung der Kategorien 94
   c. Kritische Stellungnahme und methodisches Erfordernis. 97

9. Kapitel. Kategorialer Formalismus. 98
   a. Das antike Formprinzip und seine Grenzen 98
   b. Stellung des Formalismus zu den anderen Vorurteilen 100
   c. Folgeerscheinungen des kategorialen Formalismus. 102
   d. Das Erfordernis der materialen Momente in den Kategorien . . . 104

III. Abschnitt. Erkenntnistheoretische Fassungen und Fehlerquellen.

10. Kapitel. Neue Aufgaben der Vernunftkritik 106
   a. Besondere Restriktion einzelner Kategorien 106
   b. Das Vorurteil der Begrifflichkeit 108
   c. Das wirkliche Verhältnis von Kategorie und Begriff 110
   d. Kategorialer Subjektivismus 113
   e. Wiederherstellung der dimensionalen Überschneidung. 114

11. Kapitel. Kategorialer Apriorismus und Rationalismus. 116
   a. Die vermeintliche Erkennbarkeit a priori der Kategorien 116
   b. Wahres Verhältnis des Apriorismus zu den Kategorien 118
   c. Kategorialer Rationalismus. 120
   d. Erkenntniskategorien und Kategorienerkenntnis 123
   e. Konsequenzen, die Kritik der aprioriſchen Vernunft betreffend . . . 124
   f. Der Einschlag des Irrationalen in den Kategorien 127

12. Kapitel. Vorurteile in den Identitätsthesen 129
   a. Identitätsphilosophische Vereinfachung 129
   b. Die erste Restriktion. Der Gedanke der kategorialen Identität . . . 131
   c. Kants „Oberster Grundsatz" und seine überstandpunktliche Geltung . 133
   d. Der absolute Apriorismus und seine Aporien. 134
   e. Weitere Einschränkung der kategorialen Identität 136

13. Kapitel. Das Vorurteil der logisch-ontologischen Identität. . . 138
   a. Die doppelte Identitätsthese 138
   b. Aufdeckung der Unstimmigkeiten. Das Drei-Sphären-Verhältnis. . . 139
   c. Einschränkung der logisch-ontologischen Identität 141

Seite
14. Kapitel. Konsequenzen aus der Kritik der Identitätsthesen. . . 143
a. Sekundäre Erfaßbarkeit der Erkenntniskategorien 143
b. Die partiale Identität einzelner Kategorien. 144
c. Abstufung von Identität und Nichtidentität in den Kategorien . . . 146
d. Zum kategorialen Grenzverhältnis der Seinssphären und des Logischen 147
e. Weitere Sphärenmannigfaltigkeit. Begrenzung der Aufgabe 148

IV. Abschnitt. Fehlerquellen der philosophischen Systematik.

15. Kapitel. Das Vorurteil des Einheitspostulats. 151
a. Kategorialer Monismus 151
b. Die metaphysische Aporetik des „obersten Prinzips" 152
c. Die greifbare Einheit der gegenseitigen Bezogenheit 154
d. Die Unableitbarkeit der Kategorien 156
16. Kapitel. Das Vorurteil des kategorialen Dualismus 158
a. Gegensatz und Widerstreit im Aufbau der Welt. 158
b. Der innere Dualismus im Prinzipiengedanken selbst 160
c. Das Aufgehen der Kategorien im Concretum 161
17. Kapitel. Das Vorurteil des Harmoniepostulats 163
a. Die Antinomien und der Realwiderstreit 163
b. Echte und unechte Antinomien. Kant und die Hegelsche Dialektik . . 165
c. Sinn der unlösbaren Antinomien. Größenwahn der Vernunft . . . 167
d. Die Einheit der Welt und das natürliche System der Kategorien. . 169

Zweiter Teil

Die Lehre von den Fundamentalkategorien

I. Abschnitt. Die Schichten des Realen und die Sphären.

18. Kapitel. Die Erkenntnissphäre und ihre Stufen 171
a. Realität und Erkenntnis 171
b. Die Spaltung der Erkenntnissphäre. Traditionelle Unterscheidungen 173
c. Verhältnis der Erkenntnisstufen zum Logischen und zum Akt 174
d. Die innere Heterogeneität der Erkenntnisstufen 177
e. Verteilung des aprioriſchen Einschlages auf die Erkenntnisstufen . . . 178
f. Reduktion der Stufen auf zwei Grundbereiche der Erkenntnis . . . 179
19. Kapitel. Das Hineinspielen der idealen und logischen Sphäre . 181
a. Idealstrukturen in den niederen Erkenntnisstufen 181
b. Die logische Sphäre und ihre Idealgesetzlichkeit. 183
c. Die Stellung der logischen Sphäre 185
d. Die Rolle des Logischen in der Erkenntnis. 187
20. Kapitel. Die Lehre von den Schichten des Realen. 188
a. „Natur und Geist". Der vierschichtige Stufenbau 188
b. Geschichtliche Ursprünge des Schichtungsgedankens 190
c. Das Grenzverhältnis der Schichten und die Metaphysik des stetigen Überganges. 193
d. Die drei Einschnitte in der Stufenfolge der realen Welt 195
e. Die vier Hauptschichten des Realen und ihre weitere Unterteilung . . 197
21. Kapitel. Schichten des Realen und Schichten der Kategorien . . 200
a. Dimensionen kategorialer Mannigfaltigkeit 200
b. Die Stellung der Fundamentalkategorien innerhalb der am Concretum differenzierbaren Schichtenfolge 201

Seite
c. Die drei erkennbaren Gruppen der Fundamentalkategorien 203
d. Die obere Grenze der Fundamentalkategorien und das ideale Sein 206
e. Die Zwischenstellung der Quantitätskategorien 207

22. Kapitel. Einordnung der sekundären Sphären in die Schichten des Realen 208
a. Ontologische Zufälligkeit der sekundären Sphären 208
b. Doppelsinn von „primär" und „sekundär". Phänomen und Sein . . 210
c. Ontische Zugehörigkeit und inhaltliche Zuordnung. 211
d. Zweierlei Zuordnung in der Erkenntnis 213
e. Die Verdoppelung der Kategorien und die Zuordnung 215

II. Abschnitt. Die elementaren Gegensatzkategorien.

23. Kapitel. Die Stellung der Seinsgegensätze. Geschichtliches . . . 218
a. Die Aufgabe und ihre Grenzen. 218
b. Weitere Einschränkungen und methodische Richtlinien 220
c. Die geschichtlichen Anfänge des Problems der Seinsgegensätze . . . 223
d. Die Pythagoreer, Parmenides, Platon 224
e. Die Kategorien des Aristoteles und die Prinzipien seiner Metaphysik 226
f. Kants Reflexionsbegriffe und Hegels Antithetik 228

24. Kapitel. Die Tafel der Seinsgegensätze 230
a. Anordnung der zwölf Gegensatzpaare 230
b. Verschiedenheit von Form und Struktur, Materie und Substrat . . . 231
c. Das Verhältnis von Element, Dimension und Kontinuität zum Substrat 233
d. Unterscheidung von Gegensatz, Widerstreit, Diskretion und Mannigfaltigkeit 235
e. Das Verhältnis von Prinzip, Form, Innerem und Determination . 238
f. Methodologisches. Vielzahl und Einheit der Kategorien 240

25. Kapitel. Die innere Bezogenheit in der Gegensätzlichkeit 243
a. Die verborgenen genera der Gegensätze 243
b. Die innere Bezogenheit in den Gegensätzen der ersten Gruppe . . 245
c. Die innere Bezogenheit in den Gegensätzen der zweiten Gruppe . . 246
d. Das Gesetz des Überganges. Die Relativierung 248
e. Die einseitige Abstufung 251
f. Die beiderseitige Abstufung. 252

26. Kapitel. Gegenseitige Überordnung und Implikation der Gegensätze 255
a. Die äußere Bezogenheit und Querverbundenheit 255
b. Unmittelbar evidente Implikationen 257
c. Einige Beispiele entfernterer Implikationen 258
d. Das Senkrechtstehen der Seinsgegensätze aufeinander 261
e. Das innere Gefüge der Seinsgegensätze 263

III. Abschnitt. Die Abwandlung der Seinsgegensätze in den Schichten.

27. Kapitel. Kategorien minimaler Abwandlung 265
a. Deskriptive Behandlung und Abwandlung 265
b. Identität und Variabilität der Seinsgegensätze 267
c. Prinzip und Concretum. Das Grundverhältnis 268
d. Sphärenunterschied von Prinzip und Concretum 271
e. Schichtenabwandlung von Prinzip und Concretum 273
f. Struktur und Modus 275

28. Kapitel. Relation und Substrat, Form und Materie 278
a. Stellung und Geschichte der Relationskategorie 278

Seite
b. Wesen und Abwandlung der Substratkategorie 280
c. Abwandlungen der Relation 283
d. Form und Materie im Aufbau der Welt. Die Überformung und ihre Grenzen 286

29. Kapitel. Einheit und Mannigfaltigkeit 289
a. Vermeintlicher Seinsvorrang der Einheit. Geschichtliches 289
b. Zur Abwandlung von Einheit und Mannigfaltigkeit in der Schichtung des Realen 291
c. Das Gesetz der Mannigfaltigkeit. Unbewältigte Restbestände 294
d. Sphärenunterschiede der Einheit. Der Begriff 296

30. Kapitel. Gegensatz und Dimension, Diskretion und Kontinuität 298
a. Zur Abwandlung von Gegensatz und Dimension 298
b. Dimensionen und Dimensionssysteme 300
c. Kategoriales Prius der Kontinuität und Vorherrschaft der Diskretion in den realen Reihen 303
d. Die höheren Kontinuen im organischen, seelischen und geistigen Leben 305
e. Einseitige Übergewichte im Erkennen 307

31. Kapitel. Determination und Dependenz 309
a. Determinative Reihe, Bedingung und Grund 309
b. Sphärenunterschiede. Wesenszufälligkeit und Realnotwendigkeit . . . 311
c. Die besonderen Typen der Determination in den Schichten des Realen 313
d. Andere Determinationsformen 316

32. Kapitel. Einstimmigkeit und Widerstreit. 319
a. Realrepugnanz und Widerspruch 319
b. Die Abwandlung des Widerstreits in den Schichten des Realen und die Formen der Einstimmigkeit 321
c. Zur Metaphysik des Widerstreits. Grenzen der Harmonie 324
d. Das Problem der Antinomien 326

33. Kapitel. Element und Gefüge. 329
a. Gebilde, Ganzheiten und Gefüge 329
b. Innere Gebundenheit und Beweglichkeit der Gefüge. Die Rolle des Widerstreits und der Labilität 332
c. Die dynamischen Gefüge und der Aufbau des Kosmos 334
d. Das organische Gefüge und die höheren Systemtypen 336
e. Sphärenunterschiede. Der Begriff, das Kunstwerk. 339

34. Kapitel. Inneres und Äußeres. 341
a. Geschichtliches. Leibniz, Kant, Hegel. 341
b. Das Innere der dynamischen Gefüge. Gestaffeltes Innen und Außen 344
c. Das Innere des Organismus und die Selbstdetermination 346
d. Die seelische Innenwelt und das Innere der Person 348
e. Zum Sphärenunterschied und zur Gegebenheit des Inneren . . . 350

IV. Abschnitt. Die Kategorien der Qualität.

35. Kapitel. Das Positive und das Negative 352
a. Die sinnlichen Qualitäten und ihre Subjektivität 352
b. Das kategoriale Qualitätsproblem und die besonderen Kategorien der Qualität 354
c. Die ontologische Unselbständigkeit des Negativen 357
d. Das Denken und die negative Begriffsbildung 359

36. Kapitel. Identität und Verschiedenheit 361
a. Das Identische im Verschiedenen 361

Seite
b. Das logische und das ontologische Identitätsprinzip 363
c. Die ontologische Identität und das Werden 365

37. Kapitel. Allgemeinheit und Individualität 368
a. Die Metaphysik der Universalien und die sog. Individuation . . . 368
b. Die Antinomie der qualitativen Individualität und das Problem des principium individuationis 370
c. Das principium individuationis im Realzusammenhang 372
d. Die Individualität alles Realen und die Realität des Allgemeinen 375
e. Sphärenunterschied im Verhältnis des Allgemeinen und des Individuellen 377
f. Schichtenabwandlung des Allgemeinen und des Individuellen . . . 380

38. Kapitel. Die qualitative Mannigfaltigkeit 383
a. Die „Zuordnung" der Wahrnehmungsqualitäten 383
b. Zuordnung und Erscheinungsverhältnis. Die sinnlichen Qualitäten und ihre Dimensionssysteme 385
c. Relativität und Reobjektivation in der Wahrnehmung 387

V. Abschnitt. Kategorien der Quantität.

39. Kapitel. Eines und Vieles 390
a. Qualität und Quantität 390
b. Die endliche Zahl und das ganzzahlige Verhältnis 392
c. Die Zahlenreihe und das Schema der Vielheit 395

40. Kapitel. Das Unendliche und das Continuum der reellen Zahlen 398
a. Bruch, Grenzübergang und transzendente Zahl 398
b. Die kontinuierliche Größenänderung und das Unendlichkleine 400
c. Die Aporie und die Dialektik des Unendlichen 402

41. Kapitel. Die Rechnung und das Berechenbare 404
a. Sphärenunterschied der Quantitätskategorien 404
b. Das Quantitative im Sein und die Kunstgriffe der Rechnung 407
c. Die drei Arten des Unberechenbaren und die Grenzen des mathematischen Apriorismus 409

Dritter Teil

Die kategorialen Gesetze

I. Abschnitt. Gesetze der kategorialen Geltung.

42. Kapitel. Das Problem der kategorialen Gesetzlichkeit 412
a. Die Frage nach dem affirmativen Wesen der Kategorien 412
b. Eine methodologische Schwierigkeit 414
c. Die vier Gruppen der Gesetze und ihre Grundsätze 416

43. Kapitel. Das Geltungsgesetz des „Prinzips" 419
a. Formulierung der Gesetze 419
b. Das Gesetz des „Prinzips". Sein Inhalt und seine Geschichte 421
c. Die Antinomie im Wesen des Prinzipseins 423
d. Deutung der Antinomie. Das Enthaltensein der Kategorien im Concretum 424

44. Kapitel. Die drei übrigen Geltungsgesetze 426
a. Das Gesetz der Schichtengeltung. Unverbrüchlichkeit und Notwendigkeit 426
b. Das Gesetz der Schichtenzugehörigkeit 428
c. Das Gesetz der Schichtendetermination 429

II. Abschnitt. Gesetze der kategorialen Kohärenz.

Seite

45. Kapitel. Das Gesetz der Verbundenheit 432
a. Das Problem der kategorialen Kohärenz 432
b. Formulierung der Kohärenzgesetze 433
c. Das Gesetz der Verbundenheit und die komplexe Determination . . . 434
d. Kategoriale Verflechtung und Schichtendetermination 437

46. Kapitel. Die Gesetzlichkeit der interkategorialen Relation . . . 439
a. Das Gesetz der Schichteneinheit 439
b. Das Gesetz der Schichtenganzheit. Wechselbedingtheit der Kategorien 441
c. Die Begrenzung des Ganzheitsgesetzes 443
d. Das Gesetz der Implikation 445

47. Kapitel. Das Wesen der kategorialen Implikation 447
a. Zur Geschichte des Implikationsproblems 447
b. Implikation als funktionale Innenstruktur der kategorialen Kohärenz 449
c. Die implikative Einheit einer Kategorienschicht 452
d. Grenzen der Erweisbarkeit des Implikationsgesetzes 454
e. Das Kohärenzproblem in den höheren Kategorienschichten 456

48. Kapitel. Zur Geschichte und Metaphysik der kategorialen Kohärenz 458
a. Die Platonische Dialektik und ihr metaphysischer Hintergrund 458
b. Plotins Dialektik. Menschliche und absolute Vernunft 460
c. Die Kombinatorik des Raimundus Lullus und Leibniz' scientia generalis 461

49. Kapitel. Hegels Idee der Dialektik 464
a. Kategorien des „Absoluten". Die Antithetik 464
b. Die Synthesen und die aufsteigende Richtung der Dialektik 465
c. Innere Gründe des Streites um die Dialektik 467
d. Kategoriale Kohärenz und Verflüssigung der Begriffe 469

III. Abschnitt. Gesetze der kategorialen Schichtung.

50. Kapitel. Das Höhenverhältnis der Kategorien 472
a. Schichtung und Kohärenz 472
b. Formulierung der Schichtungsgesetze 474
c. Schichtungsverhältnis und logisches Subsumptionsverhältnis 476
d. Der Richtungssinn des „Höheren" und „Niederen" in der kategorialen Schichtung 478

51. Kapitel. Das Gesetz der Wiederkehr 479
a. Das Seinsverhältnis der Schichten 479
b. Das Enthaltensein niederer Kategorien in den höheren 480
c. Durchgehende und begrenzte Wiederkehr. Das „Abbrechen" der Linie 482
d. Überformungsverhältnis und Überbauungsverhältnis 485
e. Die Ablösung der beiden Überlagerungsverhältnisse im Schichtenbau der Welt 487
f. Der ontologisch strenge Sinn des Gesetzes der Wiederkehr 489

52. Kapitel. Zur Metaphysik der kategorialen Wiederkehr 491
a. Ontologischer Sinn der Irreversibilität 491
b. Die totale Wiederkehr und die Gebundenheit der höheren Schichten 494
c. Geschichtetes Wesen der höheren Seinsgebilde 496

53. Kapitel. Gesetz der Abwandlung und Gesetz des Novums 499
a. Das Verhältnis von Wiederkehr und Abwandlung 499
b. Beispiele aus den elementaren Seinsgegensätzen 500

Seite
c. Das periodische Auftreten des irreduziblen Novums 503
d. Das Ineinandergreifen der Schichtungs- und Kohärenzgesetzlichkeit . 505

54. Kapitel. Das Gesetz der Schichtendistanz 507
a. Die Diskontinuität der Abwandlung 507
b. Metaphysische Aufhebung der Schichtendistanz und ihre Hintergründe . 509
c. Metaphysische Grenzfragen. Genetische Deutung der Schichtung . . 510

IV. Abschnitt. Gesetze der kategorialen Dependenz.

55. Kapitel. Schichtung und Abhängigkeit 512
a. Das Getragensein des Bewußtseins vom Organismus 512
b. Das Getragensein des Geistes von der ganzen Schichtenfolge 514
c. Die Stellung der Dependenzgesetze. Zur Terminologie des „Abhängens" 516
d. Formulierung der Dependenzgesetze 518
e. Inneres Verhältnis der vier Gesetze zueinander 521

56. Kapitel. Das kategoriale Grundgesetz 522
a. Der Sinn des „Stärkerseins" in der Schichtung 522
b. Die Abhängigkeit des geistigen Seins und das Kategorienverhältnis 524
c. Kategoriale Determination und kategoriale Dependenz 526
d. Zweierlei Überlegenheit in einer Schichtenfolge 528

57. Kapitel. Das Gesetz der Indifferenz und die Inversionstheorien 529
a. Der Sinn der Schichtenselbständigkeit gegen die höhere Form 529
b. Inversion des kategorialen Grundgesetzes 530
c. Die Teleologie der Formen als spekulatives Denkschema 533
d. Der verkappte Anthropomorphismus in der Formenteleologie . . . 535
e. Suggestive Macht verborgener Irrtümer in der Denkform 537

58. Kapitel. Das Gesetz der Materie 539
a. Die Kehrseite der Indifferenz in der Überformung 539
b. Die Einschränkung der kategorialen Dependenz im Gesetz der Materie 540
c. Fundament und Überbau. Scheinbares Verschwinden der Dependenz 542

59. Kapitel. Das Gesetz der Freiheit 544
a. Die Independenz in der Dependenz 544
b. Zweierlei Seinsvorrang. Das Ineinandergreifen von Abhängigkeit und Freiheit 546
c. Verstöße der Metaphysik gegen das Gesetz der Freiheit 549
d. Schematisches Erklären und zu leichtes Spiel 550

60. Kapitel. Kategoriale Dependenz und Autonomie 552
a. Vermeintliche Umkehrung der Dependenz 552
b. Der ethische Problemhintergrund des vierten Dependenzgesetzes . . . 554
c. Determinismus und Schichtung der Determinationen 556
d. Die Aufhebung einer falschen Alternative 557
e. Der Kausalnexus und seine Überformbarkeit 559
f. Die überkausalen Determinanten im Kausalprozeß 561

61. Kapitel. Kategoriale Freiheit und Willensfreiheit 563
a. Die Schichtung der Autonomien 563
b. Die ontologischen Fehler im Determinismus und Indeterminismus 565
c. Die Überformung des Kausalnexus im Finalnexus 566
d. Die Seligierbarkeit der Mittel auf ihre Kausalwirkung hin 568
e. Der Finaldeterminismus und die teleologische Metaphysik 570
f. Das Schichtenreich und die determinativen Monismen 573
g. Die kategorialen Gesetze als Einheitstypus der realen Welt 574

V. Abschnitt. Methodologische Folgerungen.

Seite

62. Kapitel. Die Reflexion auf das Verfahren 576
a. Methode und Methodenbewußtsein 576
b. Methode und Problemstellung. Problembewußtsein und Sachbewußtsein 578
c. Die Problemsituation und ihre methodische Auswertung 580

63. Kapitel. Analytische Methode und Deskription 582
a. Traditionelle Methodenpostulate. 582
b. Rückschließende Methode und Analysis des Seienden 583
c. Die ontische Dependenz und ihre Umkehrung im Gange der Analysis 585
d. Geschichtliches. Analysis, Hypothesis und transzendentale Erörterung 587
e. Deskriptiv-phänomenologischer Ausgangspunkt der Analysis. 589
f. Die Phänomenebene der Deskription 591

64. Kapitel. Dialektische Methode. 593
a. Die Umbiegung der Betrachtung in die Horizontale 593
b. Das Korrektiv der Dialektik zum hypothetischen Einschlag der Analysis 595
c. Spekulative und kategoriale Dialektik 597
d. Methodologische Konsequenzen der Kohärenzgesetze 598
e. Dialektische Begriffsbildung und Begriffsbewegung 601
f. Leistung und Grenzen der kategorialen Dialektik 603

65. Kapitel. Die Methode der Schichtenperspektive 605
a. Die andere Dimension der konspektiven Schau 605
b. Methodologische Konsequenz der Schichtungsgesetze 607
c. Weitere Konsequenzen. Die Methode der Ergänzung 610
d. Das Arbeiten „von unten auf“ und „aus der Mitte“ 612
e. Die Methode der Abwandlung 614

Einleitung

1. Die Stellung der Kategorienlehre innerhalb der Ontologie.

Das erste Anliegen der Ontologie geht dahin, die Frage nach dem „Seienden als Seienden" in ihrer vollen Allgemeinheit zu klären, sowie sich der Gegebenheit des Seienden grundsätzlich zu versichern. Mit dieser Aufgabe hat es die Grundlegung der Ontologie zu tun. Daneben tritt in zweiter Linie das Problem der Seinsweisen (Realität und Idealität) und ihres Verhältnisses zueinander. Die Behandlung dieses Problems fällt der Modalanalyse zu. Denn in den variierenden Verhältnissen von Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit, sowie deren negativen Gegengliedern, wandelt sich die Seinsweise ab.

Soweit steht die Untersuchung noch diesseits aller inhaltlichen Fragen, und folglich auch diesseits aller Erörterung von konstitutiven Grundlagen des Seienden. Erst mit der inhaltlichen Differenzierung des Seinsproblems tritt die Untersuchung an diese Grundlagen heran. Sie geht damit in ein drittes Stadium über und wird zur Kategorienlehre.

Alles, was die Ontologie über jene allgemeinen Bestimmungen des ersten und zweiten Fragebereichs hinaus über das Seiende ausmachen kann, bewegt sich im Geleise der Kategorialanalyse. Alle irgendwie grundlegenden Unterschiede der Seinsgebiete, -stufen oder -schichten, sowie die innerhalb der Gebiete waltenden gemeinsamen Züge und verbindenden Verhältnisse, nehmen die Form von Kategorien an. Da aber Gliederungen, Grundzüge und Verhältnisse des Seienden eben das sind, was den Aufbau der realen Welt ausmacht, so hat es die Kategorialanalyse mit nichts Geringerem als diesem Aufbau der Welt zu tun. Begrenzt ist ihr Thema nur insofern, als sie den Weltbau nicht bis in seine Einzelheiten verfolgt, sondern sich ausschließlich an das Prinzipielle und Grundsätzliche in ihm hält. Sie folgt der Besonderung auf allen Seinsgebieten nur so weit, bis sie auf die Ansätze der Spezialwissenschaften stößt, deren mannigfache Verzweigung ja nichts anderes ist als die weitere Aufteilung der Welt als Forschungsgegenstand an die besonderen Methoden des Eindringens.

Dieser Anschluß an die Einzelgebiete der positiven Wissenschaft ist für die Kategorienlehre tief charakteristisch. Wie die Wissenschaften alle sich einst von der Philosophie abgespalten haben, so bleiben sie für diese dauernd das immer weiter sich ausbreitende Feld der Gegebenheit. Das philosophische Wissen geht nicht den Weg der Ableitung von den Fundamenten zu den Einzelheiten, sondern den der Erfahrung und des Rückschlusses von den Tatsachen zu den Grundlagen. Da es sich aber in den Kategorien um die Seinsgrundlagen derselben Gegenstandsgebiete handelt, mit denen es auch die Einzelwissenschaften zu tun haben, so ist es klar, daß sich hier eine feste Grenzscheide der Philosophie gegen die letzteren gar nicht ziehen läßt, daß es vielmehr breite Grenzzonen geben muß, auf denen sie sich mit ihnen überdeckt.

Das ist für beide Teile kein Schade, braucht auch den Unterschied der Methode nicht zu beeinträchtigen. Denn so allein ist es möglich, die inhaltlich auseinanderstrebenden Wissenschaften durch die Einheit der Philosophie zusammenzuhalten. Und so allein kann die Philosophie mit dem Pathos der Erfahrung in lebendiger Fühlung bleiben. Eines ist so notwendig wie das andere. Für die Kategorienforschung aber ist dieser Zusammenhang der Lebensnerv. Denn woher sonst sollte sie ihr Wissen um die reale Welt schöpfen?

Wir stehen also mit dem Eintritt in den dritten Fragebereich an dem Punkte der Ontologie, von dem ab sie in Kategorienlehre übergeht. Auch das ist kein scharfer Grenzstrich; in gewissem Sinne sind auch die Seinsmodi schon Kategorien, nur eben noch keine inhaltlichen; und andererseits ist auch die enger verstandene Kategorienlehre ebensosehr eigentliche Ontologie wie die vorangehenden Untersuchungen der Grundlegung und der Modalanalyse. Der Unterschied liegt nur im Einsetzen des Strukturellen, Konstitutiven und Inhaltlichen. Man darf also sagen: im Gegensatz zu der grundlegenden Behandlung des Seienden als solchen und der Seinsweisen ist die Kategorienlehre die inhaltliche Durchführung der Ontologie.

2. Der Sinn der Frage nach den „Kategorien".

Um die Grundbestimmungen des Seienden also, und zwar in inhaltlicher Hinsicht, soll es sich in den Kategorien handeln. Das ist eine klare Aufgabe, an der es nicht viel zu deuteln gibt. Denn fragt man nun weiter, was Kategorien sind, so stellt sich die Antwort ganz von selbst ein, sobald man Beispiele nennt: etwa Einheit und Mannigfaltigkeit, Quantität und Qualität, Maß und Größe, Raum und Zeit, Werden und Beharrung, Kausalität und Gesetzlichkeit u. s. f. Man kennt die Seinsbestimmungen dieser Art sehr wohl auch ohne Untersuchung, sie muten

uns vertraut an, begegnen uns im Leben auf Schritt und Tritt. Sie sind in gewissen Grenzen das Selbstverständliche an allen Dingen; wir bemerken sie im Leben zumeist nur deshalb nicht, weil sie das Gemeinsame, Durchgehende sind — dasjenige, wodurch die Dinge sich nicht unterscheiden —, kurz das Selbstverständliche. Uns aber ist es im Leben um die Dinge in ihrer Unterschiedenheit zu tun. Die Philosophie dagegen besteht wesentlich darin, daß sie das Unverstandene im Selbstverständlichen allererst entdeckt.

Der Sinn der Frage nach den Kategorien wurzelt in solcher Entdeckung des Unverstandenen. Jede einzelne Kategorie, wie harmlos sie auch auf den ersten Blick anmuten mag, enthüllt, einmal genauer ins Auge gefaßt, eine Fülle von Rätseln; und an der Lösung dieser Rätsel hängt alles weitere Eindringen in das Wesen der Dinge, der Geschehnisse, des Lebens, der Welt. Daß man das Prinzipielle in den Dingen erfaßt, indem man sich ihrer Prinzipien versichert, ist ein tautologischer Satz. Sofern also Kategorien Prinzipien des Seienden sind, ist das Forschen nach ihnen die natürliche Tendenz der philosophischen Erkenntnis.

Aber wie reimt sich damit die Wortbedeutung von „Kategorie"? Das Wort bedeutet nun einmal „Aussage" oder „Prädikat"; und Aussage ist Sache des Urteils, der Setzung, der Behauptung — und selbst wenn man vom sprachlichen Ausdruck absieht, so doch immerhin Sache des Denkens, und keineswegs des Seins. Die Art, wie Aristoteles seinerzeit den Terminus „Kategorie" einführte, betont den Sinn der Aussage darin ganz offen: Kategorien sind die Grundprädikate des Seienden, die aller spezielleren Prädikation vorausgehen und gleichsam ihren Rahmen bilden. Dann aber, so scheint es, sind sie bloße Begriffe. Denn prädizieren lassen sich nur Begriffe.

So gesehen wird die Frage nach den Kategorien wieder sehr zweideutig. Was gehen Aussagen als solche, desgl. Urteile und Begriffe, die Ontologie an? Sie können bestenfalls auf das gehen, was menschliches Denken oder Dafürhalten dem Seienden „beilegt", nicht was diesem an sich „zukommt". Oder soll man etwa voraussetzen, daß das Beigelegte mit dem Zukommenden identisch, die Aussage also fest an das Sein gebunden wäre? Wo bleibt da der Spielraum menschlichen Irrtums, ja selbst der noch weitere des menschlichen Nichtwissens und Nichtwissenkönnens?

Es war die stillschweigende Voraussetzung des Aristoteles, daß in den ersten Grundprädikaten ein Irrtum nicht möglich sei: nur in den besonderen Bestimmungen von Größe, Beschaffenheit, Ort, Zeitpunkt usw. könne der Mensch fehlgreifen, nicht aber darin, daß überhaupt alles Qualität und Quantität, Raumstelle und Zeitdauer hat. Eine Voraus-

setzung, die praktisch wohl auch kaum anzufechten ist und erst in größeren spekulativen Zusammenhängen fragwürdig werden kann. Daß diese Zusammenhänge sich mit Notwendigkeit einstellen, sobald man über ein eng begrenztes Katagoriensystem hinausgeht und die Reichweite der kategorialen Mannigfaltigkeit zu übersehen beginnt, mußte dem Aristoteles noch fern liegen. Dennoch kündigte sich die Unstimmigkeit schon in seiner eigenen Kategorientafel an. Ließ sich doch die erste und wichtigste seiner Kategorien, die Substanz (οὐσία) in keiner Weise als ein „Prädikat" verstehen. In aller Ausdrücklichkeit lehrte Aristoteles, Substanz sei dasjenige „von dem alles andere ausgesagt werde", was aber selbst von keinem anderen ausgesagt werden könne.

Damit ist das logische Schema der Kategorien als Aussageformen bereits durchbrochen, und zwar gerade an der zentralen Kategorie, um die alle anderen sich gruppieren. Aber selbst wenn man hierin eine bloß formale Unstimmigkeit sehen wollte, so traf doch das Schema auch nach anderer Seite nicht zu. Die wichtigsten Aussagen über das Seiende als solches sind bei Aristoteles in den vier Prinzipien seiner Metaphysik enthalten: in „Form und Materie" einerseits, „Dynamis und Energeia" andererseits. Aber diese Aussagen sind nicht in seine Kategorientafel aufgenommen. Man muß darin wohl ein Zeichen sehen, daß es ihm in dieser Tafel gar nicht im Ernst um den Inbegriff der fundamentalsten Aussagen über das Seiende zu tun war.

Diese Folgerung ist ebenso unvermeidlich wie geschichtlich aufschlußreich. Denn hier liegt der Grund, warum in den ganzen Jahrhunderten der von Aristoteles beeinflußten Philosophie — in denen jene soeben genannten vier Prinzipien die denkbar größte Rolle spielten — die Forschung nach den Seinsgrundlagen sich nicht an den Begriff der Kategorie gehalten hat, sondern terminologisch andere Wege gegangen ist. Im Neuplatonismus hießen solche Grundlagen nach Platonischer Art „Gattungen des Seienden" (γένη τοῦ ὄντος), in der Scholastik hießen sie Universalien, Wesenheiten (essentiae), substantielle Formen, in der Neuzeit simplices, requisita, principia, u. a. m. Der Terminus „Kategorien" taucht wohl immer wieder auf, beherrscht aber keineswegs das Feld. Er rückt mit der Zeit immer mehr von der Metaphysik in die Logik.

In der Tat, wie hätte es anders sein sollen? Ist doch die „Aussage" als solche dem Seienden äußerlich. Die Dinge haben ihre Bestimmungen an sich, unabhängig vom Urteil über sie. Das Urteil kann sie treffen oder verfehlen, und je nachdem ist es wahr oder unwahr. Man sollte also meinen, die ganze Frage nach den „Kategorien" habe damit ausgespielt.

Aber ganz das Gegenteil ist der Fall: die Frage nach den Universalien, den substantiellen Formen und manchem, was ihnen verwandt

ist, hat ausgespielt; die nach den Kategorien ist nur verschoben worden, hat einen Sinnwandel erfahren, hat aber dabei doch das Wesentliche ihrer ursprünglichen Bedeutung festgehalten.

Man fragt sich natürlich, wie das möglich ist. Die Antwort lautet: es ist möglich, gerade weil der Aussagecharakter als solcher dem Seienden äußerlich ist. Während alle anderen begrifflichen Fassungen der Seinsgrundlagen irgendeine die Sache selbst betreffende Auffassung oder Vorstellungsweise in sie hineintrugen, stand der Begriff der „Kategorie" vollkommen neutral zu ihnen und involvierte keine inhaltlichen Vorurteile. Er eben hielt sich an das dem Seienden Äußerliche, die Aussagbarkeit. Diese als solche läßt sich ja nicht bestreiten — soweit wenigstens, als jene Seinsgrundlagen erkennbar und in Begriffe faßbar sind, — aber das Seiende selbst mitsamt seinen Grundlagen ist dagegen indifferent.

Daß aber mit den Kategorien etwas gemeint ist, was jenseits der Aussage liegt und von ihr unabhängig dasteht, ließ sich in ihrem Begriff ohne Schwierigkeiten festhalten. Das teilen sie mit allen anderen Prädikaten, denn das gehört zum Sinn des Urteils. Worüber sagen Urteile denn etwas aus? Doch nicht über sich selbst, und auch nicht über den Subjektsbegriff. Sie sagen ganz eindeutig etwas über die Sache aus; und dieses Etwas, das sie aussagen, bezeichnen sie eben damit als ein an der Sache Bestehendes.

Was vom Urteil überhaupt gilt, gilt auch für die ontologischen Grundprädikate (Kategorien): indem sie selbst die allgemeinsten Aussageformen — gleichsam die Geleise möglicher spezielleren Aussagen — sind, sagen sie nichtsdestoweniger die Grundbestimmungen der Gegenstände aus, von denen sie handeln. Und die Meinung darin ist, daß eben diese ausgesagten Grundbestimmungen den Gegenständen als seienden zukommen, und zwar unabhängig davon, ob sie von ihnen ausgesagt werden oder nicht. Alles Seiende erscheint, wenn es ausgesagt wird, in Form von Prädikaten. Aber die Prädikate sind nicht identisch mit ihm. Begriffe und Urteile sind nicht um ihrer selbst willen da, sondern um des Seienden willen.

Es ist der innere, ontologische Sinn des Urteils, der seine logisch immanente Form transzendiert. Das ist es, was den Begriff der „Kategorie" allen Mißverständnissen zum Trotz ontologisch tragfähig erhalten hat.

3. Das erkenntnistheoretische Kategorienproblem.

Andererseits aber ist es doch verständlich, daß sich mit dem Terminus „Kategorie" die Tendenz verband, ihn subjektiv zu verstehen. Als mit dem Aufkommen der neueren Erkenntnistheorie das Apriorismus-

problem ins Zentrum des Interesses rückte, wurde diese Tendenz fast zwangsläufig. Der Streit der Rationalisten und Empiristen gab ihr ein Gewicht, wie man es in der älteren Philosophie nicht gekannt hatte. Die Empiristen bestritten nicht, daß der Verstand mit Hilfe seiner Begriffe dem Gegebenen eine Fülle von Bestimmungen hinzufügte; sie bestritten nur, daß dieses Hinzugefügte Erkenntniswert habe (d. h. daß es den Gegenständen auch wirklich zukäme). Die rationalistischen Gegner aber behaupteten eben diesen Erkenntniswert; ihnen schwebte eine innerliche Verbundenheit der vom Verstande eingesetzten Grundbegriffe mit den Grundwesenszügen des Seienden vor.

Auf dem Boden dieser Streitfrage hat nun das Kategorienproblem eine großartige Erneuerung erfahren, ging aber zugleich seines ursprünglich ontologischen Charakters verlustig. Es wurde zu einem Teilproblem der Erkenntnistheorie. Jetzt wurde es für die Kategorien wesentlich, daß sie Begriffe sind, Sache des Verstandes, seine von ihm mitgebrachten „Ideen" (ideae innatae), seine Elemente (simplices), oder auch seine ersten, der Erfahrung vorausgehenden Einsichten (cognitione prius). Bestritt man ihnen nunmehr den Erkenntniswert, so setzte man sie zu willkürlichen Annahmen herab; suchte man ihren Erkenntniswert zu begründen, so machte man sie zur an sich gewissen (evidenten) Grundlage aller über die bloße Wahrnehmung hinausgehenden Einsicht.

Diese Alternative hat bis in die neuesten Theorien hinein eine bestimmende Rolle gespielt. Wenn Kategorien bloß Begriffe sind, die der menschliche Verstand sich bildet, so liegt es nah, sie als „Fiktionen" zu verstehen; oder mehr pragmatistisch gewandt, als Formen des Vorstellens, die geeignet sind, der Gegenstände praktisch Herr zu werden; oder in historistischer Wendung, als Denkformen, die relativ auf bestimmte Zeiten und Verhältnisse sogar eine gewisse Notwendigkeit haben können, aber mit dem Wandel der Verhältnisse wechseln müssen. Ebenso fehlt es nicht an gegenteiligen Theorien, die den strengen Wahrheitswert des Apriorismus zu begründen suchen. Aber sie ziehen dabei das Gegenstandsfeld der Erkenntnis nach idealistischer Art in ein transzendentales Bewußtsein, ins Reich des Logischen, oder auch direkt in die Welt des Gedankens hinein und entwerten damit zugleich die objektive Gültigkeit, die sie zu erweisen trachten.

Es ist das bleibende Verdienst der Kantischen Philosophie, daß sie im erkenntnistheoretischen Kategorienproblem den eigentlichen Hauptfragepunkt erkannt und klar herausgearbeitet hat. Er liegt nicht im Inhaltlichen, sondern im Geltungsanspruch der Kategorien. Die „transzendentale Deduktion" ist eigens diesem Geltungsanspruch gewidmet. Sind Kategorien „reine Verstandesbegriffe" und beruht auf ihnen der apriorische Einschlag in unserer Erkenntnis (die „synthetischen Urteile

a priori"), so kommt alles darauf an, ob sie auch auf die Gegenstände zutreffen, über die wir urteilen. Kant nannte dieses Zutreffen die „objektive Gültigkeit". Das Werk der „Kritik" bestand in dem Nachweis, daß ein solches Zutreffen sehr bestimmte Grenzen hat, also keineswegs selbstverständlich ist. Es sind Grenzen, welche die Vernunft auch nicht immer eingehalten hat. Mit der Grenzüberschreitung aber setzt der Irrtum ein. Den Grenzstrich zog Kant zwischen den empirischen und den „transzendentalen" Gegenständen. Nur auf die ersteren sind unsere Kategorien anwendbar; sie haben „objektive Gültigkeit" nur in den Grenzen „möglicher Erfahrung".

Wie aber steht nun das so gefaßte erkenntnistheoretische Kategorienproblem zum ontologischen? Ist es wirklich wahr, was man der Kantischen Philosophie wohl nachgesagt hat, daß die Frage der Seinsgrundlagen dabei so ganz ausgeschaltet sei? Ist es nicht vielmehr so, daß das Problem jener Grenzziehung, sowie das der objektiven Gültigkeit überhaupt, gerade die Frage nach den Seinsgrundlagen einschaltet? Im Grunde kann ja doch ein Verstandesbegriff nur dann auf die Sache zutreffen, wenn die Beschaffenheit, die er von ihr aussagt, an der Sache auch wirklich besteht. Die „objektive Gültigkeit" also, soweit sie reicht, setzt voraus, daß die Verstandeskategorie zugleich Gegenstandskategorie ist[1]).

Diesen inneren Zusammenhang kann man nur dann verfehlen, wenn man die „Erkenntnis" als eine rein interne Bewußtseinsangelegenheit versteht, etwa als bloße Sache des „Denkens" oder des Urteils; ein Fehler, den freilich die meisten Theorien des 19. Jahrhunderts, insonderheit die neukantischen, gemacht haben. Kant selbst hat ihn keineswegs gemacht. Ihm gilt Erkenntnis noch als Verhältnis des Subjekts mit seinen Vorstellungen zu einem „empirisch realen" Gegenstande; und das Hauptproblem ist ihm das Zutreffen der Vorstellung auf den Gegenstand. Darum steht das Problem der „objektiven Gültigkeit" im Zentrum seiner Kategorienlehre. Ist es der Verstand, der in den synthetischen Urteilen a priori „seine" ihm eigentümlichen Kategorien einsetzt, so ist die objektive Gültigkeit solcher Urteile etwas tief Fragwürdiges und muß besonders erwiesen werden.

In der Frage nach ihr steckt also unverkennbar das ontologische Kategorienproblem. Und besinnt man sich nun auf den vollen Sinn des Erkenntnisbegriffs — daß Erkennen das „Erfassen" eines Seienden ist, das auch unabhängig von ihm ist, was es ist —, so zeigt sich vollends, daß der apriorische Einschlag der Erkenntnis den Charakter der Kategorien als Seinsprinzipien schon zur Voraussetzung hat.

[1]) Kritik der reinen Vernunft[2], S. 197 (die Schlußworte des Abschnitts). Vgl. dazu des Verfassers „Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis"[2] (Berl. 1925) Kap. 46. — Das ontologisch Prinzipielle hierzu s. unten Kap. 12 e.

Aber auch ohne Kants klassische Fragestellung kann man sich diesen Zusammenhang klar machen. Geht man davon aus, daß es sich zunächst nur um Verstandesbegriffe handle — denn von den Dingen, wie sie an sich sind, könne man ja nichts wissen —, so fragt es sich doch: sind denn diese Verstandesbegriffe wirklich Formen des Erkenntnisverhältnisses, also etwa des „Erfassens" als solchen, oder des Problembewußtseins, des Wahrheitsbewußtseins, des Erkenntnisfortschrittes (des Eindringens in die Sache) u. s. w.? Das sind sie offenbar nicht. Sie müßten ja sonst den Charakter der Subjekt-Objekt-Relation betreffen. Sie betreffen aber vielmehr ganz allein das Inhaltliche des Gegenstandes, und zwar so, wie er in der Erkenntnis erscheint. Darin ist der Anspruch enthalten, daß der Gegenstand auch an sich so beschaffen sei. Und sofern es sich um echte Erkenntnis (und nicht Irrtum) handelt, muß dann der Gegenstand auch wirklich so beschaffen sein, wie die vom Verstande eingesetzten Kategorien es sagen.

Alle Rede von sog. „Erkenntniskategorien" — sofern sie nur im Ernst Kategorien der Gegenstandserfassung, und nicht bloß solche des Denkens oder des Urteils meint — hat es also in Wahrheit schon mit Seinskategorien zu tun. Die gedankenlose Redeweise bringt sich das nur nicht zum Bewußtsein, weil sie ihre eigenen Voraussetzungen nicht präsent hat: daß Erkennen „Erfassen" heißt, und daß der Gegenstand der Erkenntnis ein von seinem Gegenstandsein unabhängiges, übergegenständliches Sein hat.

4. Die Gegebenheitsverhältnisse im Wissen um Kategorien.

Hierzu kommt aber noch etwas anderes. Die Erkenntnis und ihr Gegenstand, das Seiende, sind dem erkennenden Bewußtsein selbst nicht in gleicher Weise gegeben. Die natürliche Richtung der Erkenntnis ist die auf den Gegenstand (intentio recta), ihr Bewußtsein ist Gegenstandsbewußtsein, nicht Selbstbewußtsein. Sie kann wohl auch sich selbst zum Gegenstande machen, aber nur in der Form einer Rückbesinnung von den Gegenständen her; und dann ist es schon eine Erkenntnis zweiter Ordnung, eine gegen die natürliche Richtung laufende, umgebogene, „reflektierte" Erkenntnis (intentio obliqua). Diese gegen sich selbst zurückgewandte Erkenntnis ist die erkenntnistheoretische, in der die Erkenntnis um sich selbst weiß.

Direkt gegeben also ist in aller Erkenntnis nur die Seite des Gegenstandes. Was wir von der Erkenntnis selbst wissen, das wissen wir stets in erster Linie von ihrem Gegenstande; denn freilich fällt von ihm auch auf sie mancherlei Licht zurück. In Wirklichkeit aber wissen wir von der Erkenntnis selbst und als solcher relativ wenig und erst auf Umwegen. Dieses Gegebenheitsverhältnis zu durchschauen und im folgenden dauernd

im Auge zu haben, ist wichtig, weil die Tradition skeptischer und idealistischer Denkweise in der Erkenntnistheorie das umgekehrte Verhältnis lehrt: vom Gegenstande, wie er „ist", erfahren wir nichts, die Erkenntnis dagegen erfährt im Erkennen sich selbst. Hier liegt die Vorstellung zugrunde, die Erkenntnis sei ja stets bei sich, müßte also auch stets um sich wissen, der Gegenstand aber sei von ihr geschieden durch unübersteigliche Heterogeneität. Diese Vorstellung ignoriert die Grundtatsache im Erkenntnisverhältnis: das Ausgerichtetsein auf die Gegenstände; sie ignoriert zugleich das Verborgensein des eigenen Wesens der Erkenntnis für sie selbst. Und außerdem hebt sie den Sinn des „Erfassens" im Erkenntnisverhältnis unbesehen auf und vernichtet damit die Erkenntnis selbst.

Das begrenzte Recht der Skepsis klarzustellen, ist Aufgabe einer anderen Untersuchung. Hier handelt es sich nur um das Gegebenheitsverhältnis von Sein und Erkenntnis, unabhängig davon, ob das Sein, mit dem wir es zu tun haben, Ansichsein ist oder nicht. Denn auch ein auf uns relatives Sein zeigt dieselbe Priorität der Gegebenheit. Auch vom erscheinenden Gegenstande gilt, daß die Erkenntnis direkt nur um ihn weiß, und nicht um sich selbst.

Nun aber ist eins klar: was von der Erkenntnis und ihrem Gegenstande in ihrer konkreten Fülle gilt, das muß erst recht vom Prinzipiellen in beiden gelten, d. h. von ihren Kategorien. Denn dieses Prinzipielle ist schon an sich nur mittelbar vom Konkreten aus zur Gegebenheit zu bringen. In diesem Punkte aber haben die neuzeitlichen Theorien, insonderheit die idealistischen, sich noch in besonderer Weise einer grundsätzlichen Verkennung der Sachlage schuldig gemacht. War es doch der Stolz und Glanz dieser Theorien, eine Ableitung der Kategorien aus dem Wesen des Bewußtseins, des Ich, des Denkens, oder der Vernunft zu geben. Reinhold, Fichte, Hegel, die Neukantianer haben Ableitungen dieser Art geradezu als die Hauptaufgabe der Philosophie verstanden; sie sahen mit Verachtung auf die Versuche älterer Denker, die Kategorien analytisch aus dem Felde des Gegebenen aufzulesen. Die Geschichte aber hat ihnen Unrecht gegeben. Nichts in ihren großen Systemen hat sich vor der Kritik weniger bewährt als diese hochfliegenden Ableitungen. Die analytischen Arten des Vorgehens haben Recht behalten. Und, was mehr ist als das, sie weisen alle ohne Ausnahme auf die Seite des Gegenstandes zurück; und erst vom Gegenstande aus, soweit sie ihm das Prinzipielle abzugewinnen wissen, können sie es mittelbar auf die Erkenntnis übertragen.

Das große Fiasko jener Deduktionen ist ein lehrreiches Kapitel in der Geschichte der Erkenntnistheorie und der Metaphysik. Es hat unwiderleglich bewiesen, daß wir von den Kategorien der Erkenntnis direkt

gar nichts wissen können, daß vielmehr alles, was wir von ihnen erfahren, am Gegenstande der Erkenntnis (am Seienden, soweit es erkannt wird) erfahren wird und erst von ihm aus auf die Erkenntnis rückübertragen wird. So sind die Kategorien des Aristoteles, so die Kantischen und die Hegelschen den Gegenstandsverhältnissen entnommen, einerlei ob sie von der Theorie für Arten des Seins oder für Begriffe und Funktionen des Verstandes ausgegeben wurden. Substanz, Beschaffenheit, Größe waren als Bestimmungen des Gegenstandes gefunden und gemeint, nicht als Bestimmungen des Erkennens; ebenso Kausalität und Wechselwirkung, Endlichkeit und Unendlichkeit. Von der Erkenntnis sagen diese Kategorien nichts aus; sie konnten also auch sinnvoller Weise gar nicht als Bestimmungen der Erkenntnis gelten. Die These, die sie für Erkenntniskategorien erklärte, meinte in Wahrheit auch etwas ganz anderes, etwas was dem Inhalt und Wesen dieser Kategorien gar nicht angesehen werden und aus ihm auch niemals folgen konnte. Sie meinte die Abhängigkeit des Gegenstandes mitsamt seinen kategorialen Bestimmungen vom Bewußtsein. Das aber ist eine spekulativ-metaphysische These, die das Wesen der Kategorien im Grunde nichts angeht und ihren ursprünglich gegenständlichen Charakter auch nicht anficht.

Wissen wir somit von Erkenntniskategorien als solchen unmittelbar nichts, so ist es um so beachtlicher, daß wir von Gegenstandskategorien auch vor aller philosophischen Besinnung schon eine ganze Menge wissen. Denn die Erfahrung stößt uns im Leben und in der Wissenschaft unentwegt auf sie — nicht auf alle freilich, wohl aber auf einige, die sich ganz von selbst als durchgehende Grundzüge der Erfahrungsgegenstände herausheben. Von dieser Art sind z. B. die Aristotelischen Kategorien, die ja unmittelbar der Erfahrung des unreflektierten Lebens und seinen Aussageweisen entnommen sind.

Dem schlichten Gegenstandsbewußtsein des Alltags entgehen diese Gegenstandskategorien nur deswegen, weil sie ihm gar zu geläufig und selbstverständlich sind. Mit dem Einsetzen der philosophischen Frageweise aber wird das Geläufige und Selbstverständliche zum Problem gemacht; und nun erst entdeckt der Mensch, daß es solcher Grundzüge des Seienden in der ihm wohlbekannten Welt noch eine ungeahnte Fülle gibt, und daß sie bei näherem Zusehen weit entfernt sind, ihm verständlich zu sein. Damit erst eröffnet sich jene Flucht von Rätseln und Fragen, mit denen es die Kategorienlehre zu tun hat.

5. Von der Erkennbarkeit der Kategorien.

Diese Sachlage behält etwas Paradoxes im Hinblick auf den Zusammenhang des Apriorismus mit den Erkenntniskategorien. Da auf

den letzteren alle Erkenntnis a priori beruhen muß, so liegt die Auffassung nahe, daß sie selbst in irgendeiner Weise Erkenntnischarakter haben müssen, also etwa wie bei den Neukantianern „reine Erkenntnisse", oder wie bei Descartes „das der Erkenntnis nach Frühere" (cognitione prius), das „am meisten Bekannte" (maxime notum) u. s. w. sein müssen.

Diese Auffassung beruht auf einem Mißverständnis des Apriorischen. Man geht dabei etwa von der Kantischen Bestimmung aus, a priori sei das Allgemeine und Notwendige in der Erkenntnis; und man meint nun, es müßte vor dem Bewußtsein der eigentlichen Gegenstände — der Einzelfälle — ein reines Bewußtsein dieses Allgemeinen und Notwendigen, z. B. in Form eines Gesetzesbewußtseins, geben. Das ist weder Kants Meinung, noch läßt es sich im Phänomenbereich der Erkenntnis aufweisen. Das Allgemeine und Notwendige wird, wenn überhaupt, so stets erst nachträglich als solches erfaßt; erst die Einzelfälle bringen den Verstand auf seine Spur. Aber das hindert nicht, daß in der Auffassung der Einzelfälle jenes Allgemeine und Notwendige inhaltlich vorausgesetzt ist, oder Kantisch gesprochen, daß es in der Erfahrung „angewandt" wird, ohne als solches erkannt zu sein.

Dasselbe gilt auch von den ersten Voraussetzungen dieses Allgemeinen und Notwendigen, d. h. von den Erkenntniskategorien. Sie sind weit entfernt, selbst aprioriſche Einsichten zu sein. Sie sind so wenig „reine Erkenntnisse", als sie „reine Verstandesbegriffe" sind. Die Begrifflichkeit an ihnen ist sekundär, genau so sehr wie das Begriffensein und das Erkanntsein überhaupt. Erst die Philosophie vermag sie aufzuweisen, zu erfassen und in begriffliche Form zu fassen. Sie selbst, sowie ihr Funktionieren in der Gegenstandserkenntnis, sind unabhängig von allem Erfaßt- und Begriffenwerden. Sie sind wohl Grundlagen, Bedingungen oder Prinzipien der Erkenntnis, nämlich des aprioriſchen Einschlages der Gegenstandserkenntnis. Aber erkannt werden in der letzteren nicht sie selbst, sondern „durch sie" die Gegenstände (Dinge, Geschehnisse, Realverhältnisse u. s. f.); sie selbst dagegen bleiben in dieser Erkenntnis, die durch sie zustandekommt, durchaus unerkannt. Und sie können in ihr unerkannt bleiben, weil es in ihr nur auf das Funktionieren der Kategorien ankommt, nicht aber auf ein Bewußtsein ihrer Funktion.

Was die Erkenntniskategorien im Bewußtsein zustandebringen, ist der breite aprioriſche Bestandteil aller naiven und wissenschaftlichen Erkenntnis. Diese aber besteht unabhängig von aller Kategorienerkenntnis und geht ihr zeitlich weit vorher. Der Kategoriengebrauch, den die Erkenntnis macht, kann nicht auf die Erkenntnistheorie warten, die allein imstande ist, ihr die Kategorien bewußt zu machen, von denen sie Gebrauch macht. Es ist damit ähnlich wie mit dem Gebrauch unserer

Muskeln im leiblichen Leben, der auch nicht auf die Anatomie wartet, um von ihr zuvor Lage und Wesen der Muskeln zu erlernen. Hier wie dort geht der Gebrauch dem Wissen in aller Selbstverständlichkeit voraus. Wir brauchen eben die Kategorien gar nicht zu kennen, um sie in der Gegenstandserkenntnis anzuwenden.

Erkenntniskategorien sind ohne Zweifel die ersten Bedingungen der Erkenntnis, nicht aber erster Gegenstand der Erkenntnis, sondern viel eher letzter. Kategorienerkenntnis ist letzte Erkenntnis; denn sie ist die am weitgehendsten bedingte und vermittelte Erkenntnis, eine Erkenntnis, welche die ganze Stufenleiter der konkreten Gegenstandserkenntnis schon hinter sich hat. Denn von dieser muß sie ausgehen, und ihr Weg führt sie rückwärts, von dem Bedingten zu den Bedingungen. Und der Gegenstandserkenntnis als solcher fügt sie auch nichts neues hinzu.

Eine solche letzte Erkenntnis nun ist, wenn sie schließlich wirklich zustandekommt, weit entfernt, apriorische Erkenntnis zu sein. In ihr ist freilich ein apriorischer Einschlag, derselbe nämlich, der auch in der vorausgegangenen Gegenstandserkenntnis war; aber er ist in ihr nur als ein vermittelter, und zwar aus der letzteren vermittelt. Und das heißt, er ist gerade aus dem posterius vermittelt. Das Wissen um die Kategorien ist ein empirisch bedingtes; es hängt an der Erfahrung, welche die Erkenntnis an sich selbst und ihrem Gegenstande macht. In diesem Sinne darf man sagen: das Wissen um das apriorische Element in der Erkenntnis ist ein a posteriori bedingtes Wissen.

In der Tat ist Kategorienerkenntnis eine hochkomplexe Form der Erkenntnis. Sie schließt rückläufig von der gesamten Erfahrung aus auf die Bedingungen der Erfahrung; sie arbeitet analytisch, vom Concretum zum Prinzip fortschreitend, läuft also der natürlichen Richtung der Abhängigkeit entgegen. Der Art des Vorgehens nach trägt sie den Charakter der philosophia ultima. Gerade damit aber reimt es sich sehr wohl, daß sie dem Inhalt nach zur philosophia prima gehört. Denn was sie zutage fördert, ist die Kenntnis des primum, der Prinzipien.

Kategorien der Erkenntnis also sind nicht nur keine apriorischen Erkenntnisse, sondern an sich überhaupt keine Erkenntnisse. Ja, darüber hinaus noch muß man sagen: sie bestehen und funktionieren in der Gegenstandserkenntnis ganz gleichgültig dagegen, ob und inwieweit sie selbst erkannt sind. Im allgemeinen bleiben sie in aller Erkenntnis durchaus unerkannt.

Es gilt somit von ihnen, sofern sie überhaupt philosophisch erkannt werden, das allgemeine Gesetz des Erkenntnisgegenstandes, das Gesetz seiner Übergegenständlichkeit, d. h. der Unabhängigkeit seines Bestehens von seinem Erkanntwerden [1]).

[1]) Vgl. hierzu „Zur Grundlegung der Ontologie" Kap. 22—25.

6. Berechtigung des Festhaltens an den „Grundprädikaten".

Nach diesen Überlegungen sollte man meinen, daß der Terminus „Kategorie" sich weder für die Erkenntnisgrundlagen noch für die Seinsgrundlagen aufrecht erhalten läßt. Weder um Urteilsprädikate noch um Verstandeserkenntnisse handelt es sich, sondern offenbar um die inneren Prinzipien, und zwar sowohl um die des Seienden als auch um die der Erkenntnis des Seienden. Bestehen aber solche Prinzipien unabhängig von aller Aussage und allem Erkanntsein, so sollte auch die Terminologie alles vermeiden, was diese Unabhängigkeit verschleiert.

Das ist eine Forderung, der man unbedingt nachkommen müßte, wenn die Prinzipien selbst in irgend einer greifbaren Gegebenheitsweise zugänglich wären, die den logisch-wissenschaftlichen Erkenntnisapparat und seine Begriffsbildung nicht zur Voraussetzung hätte. Eine solche Gegebenheitsweise der Prinzipien aber gibt es nicht. Es zeigte sich ja schon, daß sie vielmehr in aller Gegenstandserkenntnis zwar vorausgesetzt sind, aber als solche unerkannt bleiben. Die Folge davon ist, daß man sie stets erst besonders aufspüren muß. Und dieses Aufspüren — die Arbeit der Analysis — ist ein Verfahren, das die strengste, auf jede Einzelheit hin kontrollierbare Begriffsbildung verlangt. Es ist ein Verfahren des Aufweisens und der Kritik zugleich; und alles, was in ihm zutage gefördert wird, läßt sich nur in der Form von streng logisch aufgebauten und von überschaubaren Urteilszusammenhängen getragenen „Aussagen" zum Bewußtsein bringen.

Selbstverständlich sind diese „Aussagen" als solche nicht identisch mit den gesuchten Prinzipien. Aber die Sachlage ist doch so: weil die Prinzipien nicht direkt gegeben, sondern gesucht sind und in vielen Fällen sogar dauernd gesucht bleiben — denn die Kategorienforschung ist ein uferloses Feld und kommt im endlichen Erkennen nicht zuende —, so ist es von Wichtigkeit, daß sich das kritisch-ontologische Denken stets dieses Verhältnisses bewußt bleibe. Das aber heißt, die philosophische Forschung darf es im ganzen Felde der einschlägigen Überlegungen niemals vergessen, daß sie die Prinzipien selbst keineswegs hat, sondern durchaus nur gewisse Vorstellungen oder Aspekte von ihnen, die dem jeweiligen Stadium der Analyse entsprechen. Diese Aspekte unterliegen der Inadäquatheit wie dem Irrtum, haben aber stets eine objektiv ausgeprägte und inhaltlich umrissene Gestalt.

Die festumrissene Gestalt nun, die diese unfertigen und einseitigen Aspekte der gesuchten Prinzipien zeigen, ist die des geprägten Begriffs. Und der Anspruch, den solche Prinzipienbegriffe erheben, auf die Erkenntnisgegenstände zuzutreffen — d. h. also von ihnen als „Prädikate" aussagbar zu sein —, ist der unaufhebbar berechtigte Sinn des alten Terminus „Kategorie".

Diese Überlegung ist durchaus keine skeptische. Sie besagt nicht, daß wir von den Prinzipien selbst nichts wüßten. Wir wissen vielmehr sehr wohl etwas von ihnen, aber dieses Wissen ist weder ein abgeschlossenes noch ein absolut gewisses. Da es sich aber hier um das Prinzipielle in allem Wissen vom Seienden handelt, so ist es für die Einsicht selbst von ausschlaggebender Wichtigkeit, den Abstand dessen, was sie in ihren Begriffen „hat", von dem, was sie mit eben diesen Begriffen zu fassen sucht, jederzeit fest im Auge zu behalten. Nur so kann sie hoffen, in ihrem schwierigen Vorhaben wirklich vorwärts zu kommen.

Sieht man die Sachlage so an, so ist die Festhaltung des Ausdrucks „Kategorie" für das ganze Problemgebiet der Seins- und Erkenntnisprinzipien nichts Geringeres als eine Instanz der Kritik. Was wir jeweilig für Prinzipien halten, sind nicht ohne weiteres die Prinzipien selbst; es bleibt stets ein Unterschied zwischen diesen und den Prinzipienbegriffen. Sprechen wir also von „Kategorien", so mahnt schon das Wort zur Vorsicht. Daß wir dabei über der „Aussage" den Gegenstand der Aussage aus dem Blick verlieren könnten, ist vielleicht keine so ernste Gefahr mehr. Die Prädikate sind und bleiben ja ihrem Sinn nach Seinsprädikate [1]).

Man muß sich an diesem Punkte wohl vor einer falschen Alternative hüten. Prädikat und Prinzip stehen nicht in Disjunktion; eines schließt das andere nicht aus. Es gibt doch Aussagen, die das, was sie bezeichnen, auch wirklich treffen; und selbst wo sie es nicht treffen, können sie es doch eindeutig intendieren. Ist es doch überhaupt der Sinn der Prädikation, Seiendes auszusprechen. Daß das letztere dabei gerade als ein selbständiges und von der Prädikation unabhängiges gemeint ist, widerspricht dem Sinn der Aussage nicht. Nun ist das Seiende im Falle der „Kategorie" das Prinzip; dieses besteht als solches ohne das Prädikat, aber das Prädikat hat doch den Sinn, es auszusprechen. Das Prädikat seinerseits also besteht nicht ohne das Prinzip, zum mindesten nicht, ohne auf ein solches abzuzielen.

Es ist dasselbe wie mit allen Begriffen. Der Begriff der Welt ist nicht die Welt. Aber indem man ihn hat, denkt man die Welt. Und indem man ihn auf Grund neuer Erfahrung fortbildet, erkennt man die Welt.

Man kann also vielmehr umgekehrt von den Kategorien sagen: sie sind wohl Prädikate, aber zugleich auch mehr als Prädikate; und sie sind Prinzipien, aber zugleich auch weniger als Prinzipien. In ihnen eben suchen wir die Prinzipien zu fassen, soweit sie faßbar sind. Der Doppelsinn ist ihnen wesentlich, ja er ist als solcher ein ganz eindeutiger. Streng

[1]) Es soll damit nicht gesagt sein, daß diese Gefahr gar nicht bestände. Sie kann wohl dazu führen, daß man aus der Ontologie eine „Logik des Prädikats" macht (wie Rickert es getan hat).

genommen bewegt sich nicht das Seiende in Kategorien, sondern nur die Wissenschaft vom Seienden, die Ontologie. Und sofern die Ontologie eine im Werden begriffene Erkenntnis ist, bleibt sie vom Seienden auch inhaltlich ebenso unterschieden wie das Prädikat vom Prinzip.

Andererseits, da dieser Unterschied ein prinzipieller und selbstverständlicher, zugleich aber niemals inhaltlich direkt aufzeigbar ist — denn das Bewußtsein „hat" nur die eine Seite, das Prädikat, den Begriff —, so darf man ihn praktisch auch wiederum vernachlässigen. Es ist überflüssig und irreführend, auf Schritt und Tritt den Charakter des Prädikats in der Kategorie zu unterstreichen; genau so wie es im Leben überflüssig und störend ist, auf den Begriff oder die Vorstellung zu reflektieren. Es genügt, daß man den Charakter des „Prinzips" im Auge habe und sich der Inadäquatheit des Begriffs kritisch bewußt bleibe.

7. Weitgehende standpunktliche Indifferenz der Kategorienlehre.

Mit diesen Dingen hängt es zusammen, daß die Kategorienlehre sich in gewissen Grenzen diesseits der standpunktlichen Gegensätze — insonderheit neutral gegen Idealismus und Realismus halten kann.

In den Kategorien geht es nicht um die Seite des Daseins am Seienden, sondern um die Seite des Soseins. Das besagt, es geht hier nicht um die Seinsweisen — denn diese sind Weisen des Daseins —, sondern um Geformtheit, Struktur und Inhalt. Kategorien sind inhaltliche Prinzipien, und darum macht es an ihnen keinen grundsätzlichen Unterschied aus, ob sie ihrem Ursprung nach als an sich bestehende Seinsprinzipien oder als Verstandesprinzipien zu verstehen sind. Dieser Unterschied ist der denkbar gewichtigste für den Seinscharakter der realen Welt, aber nicht für ihren inhaltlichen Aufbau — wenigstens nicht, solange man den letzteren nicht bis in seine höchsten Schichten verfolgt, mit denen er den Menschen und seine Welterkenntnis mit umfaßt.

Was die Kategorienlehre treibt, ist in erster Linie stets die rein inhaltliche Analyse. Sie findet ihre Gegebenheiten auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft. Die äußere Empirie der Einzelfälle, die seelischen und geistigen Phänomene, die sich aufdrängenden Gleichartigkeiten und Gesetzlichkeiten (oder was wir im Leben dafür nehmen) steuern das ihre dazu bei. Nicht auf die Frage absoluter Geltung geht diese Analyse; man kann ihr vor der Hand nicht entnehmen, wieweit das inhaltlich Gefundene Sache des Seienden selbst, wie weit nur Sache der Auffassung ist. Das letztere ist eine Frage, die nach Zusammenhängen anderer Art ausschaut; vorentscheiden könnte man sie nur auf Grund spekulativer Annahmen. Solche Vorentscheidung aber ist wertlos. Die wirkliche Entscheidung also rückt hier ganz von selbst in ein späteres

Stadium der Untersuchung. Es ist der methodische Vorzug der inhaltlichen Kategorienlehre vor anderen Teilen der Ontologie — z. B. vor der Modalanalyse —, daß sie in weiten Grenzen unmetaphysisch vorgehen kann.

Als Beleg dieser Neutralität darf die geschichtliche Tatsache gelten, daß Kategorien aller Seinsstufen sowohl in idealistischer als auch in realistischer Denk- und Forschungsweise aufgedeckt worden sind, und zwar ohne Unterschied der Geltung, die sie sich im unablässigen Streit der Theorien und Systeme errungen haben. So ist z. B. kein Zweifel, daß Kants Kategorien „transzendental-subjektivistisch" (als Prinzipien eines transzendentalen Subjekts) gemeint waren; ihr Ursprung sollte ein solcher im Verstande sein, und darum mußte ihre objektive Realität erst besonders „deduziert" werden. Aber in der eigentlichen Analyse ihres Inhalts, wie Kant sie in der „Analytik der Grundsätze" gibt, ist davon wenig zu verspüren. Man denke an die Analyse der Veränderung, des Kausalzusammenhanges, des commercium spatii. Dasselbe gilt noch verstärkt von der Mehrzahl der Hegelschen Kategorien in den zwei ersten Bänden seiner Logik. Das prägt sich schon äußerlich in der durchgehenden Seinsterminologie aus, in der sie abgehandelt sind. Das Endziel Hegels, in ihnen die dialektischen Momente einer einheitlichen Weltvernunft aufzuweisen, ist ihnen inhaltlich äußerlich. Unabtrennbar aber von ihnen ist, daß sie Grundmomente der Welt in ihrem objektiven Gesamtaufriß, sowie zugleich solche der Welterkenntnis sind.

Etwas ähnliches läßt sich bei den Rationalisten des 17. Jahrhunderts aufzeigen. Wenn die simplices des Descartes dem Verstande unmittelbar gegeben und in sich selbst einleuchtend sind, so werden sie damit zwar als seine ihm eigenen Prinzipien eingeführt; dennoch aber ist das Wesentliche in ihnen, daß sie als Strukturelemente dessen gelten sollen, was sich außerhalb des Verstandes in der Welt der extensio aufbaut. Läßt man hier die Denkmetaphysik des Verstandes fallen, so bleiben die reinen Seinskategorien übrig. Was dabei verloren geht, ist gerade die lange Reihe fragwürdiger Konsequenzen (z. B. des Eingeborenseins), die damals und später noch oft die Opposition der Empiristen herausgefordert haben.

Noch durchsichtiger ist das Verhältnis bei Leibniz. Die „Ideen" (simplices, requisita) haben zur Sphäre den Verstand Gottes, sind also als Prinzipien eines architektonischen Intellekts gemeint. Aber eben damit sind sie vielmehr Prinzipien der Welt. Eine Welt ist nur „möglich" in den Grenzen dessen, was diese Prinzipien zulassen; und auch die reale Welt ist als Spezialfall darunter enthalten. Sofern es aber Prinzipien der realen Welt sind, ist es ihnen der Sache nach ganz äußerlich, daß sie einem intellectus divinus entstammen. Man kann also

unbeschadet ihres determinierenden Waltens in dieser Welt von der Rolle eines solchen intellectus vollkommen absehen. Die metaphysische Deutung der Prinzipien auf ihren Ursprung hin ist ihrem ontologischen Gehalt durchaus unwesentlich. Darum ist sie geschichtlich im Fortgange der Erkenntnis der Kritik erlegen, während die inhaltliche Herausarbeitung sich im Wechsel der Theorien bewährt hat.

8. Die geschichtliche Kontinuität der Kategorialanalyse.

Für die realistischen Theorien erübrigt sich der Nachweis solcher Neutralität, weil sie ohnehin ihrer Einstellung nach ontologisch sind. Im ganzen aber muß gesagt werden, daß philosophische Theorien realistischer Richtung relativ wenig zum Kategorienproblem beigetragen haben — es sei denn, daß man die Systeme der Antike und des Mittelalters hierher rechnen will, was sich ohne Entstellung nicht wohl machen läßt. Der Grund dieser Sachlage liegt darin, daß die Initiative der Kategorienforschung von jeher im Felde der Erkenntnistheorie ihren Ursprung hatte, die eigentlich realistische Denkweise aber dem Erkenntnisproblem ferner stand als die idealistische.

In einer glücklichen Lage befand sich noch die alte Philosophie. Hier spielt überhaupt der uns heute geläufige Gegensatz von Idealismus und Realismus noch keine Rolle. Die Einstellung steht noch diesseits ihres Gegensatzes; in ihr ist die natürliche Richtung der intentio recta noch nicht verloren gegangen. Sie ist im wesentlichen ontologisch, auch in ihren erkenntnistheoretischen Überlegungen.

Nur so ist es zu verstehen, daß die Aristotelischen „Kategorien", obgleich sie als Prädikamente eingeführt werden, doch ohne weiteres als Grundbestimmungen des „Seienden als Seienden" gelten können. Kein setzender oder vollziehender Intellekt steht dahinter; eine Beziehung auf den νοῦς im Buch Λ der Metaphysik ist nicht ersichtlich. Wichtig ist nur der Inhalt, die Differenzierung der Arten „zu sein".

Noch deutlicher wird dieses Verhältnis an den Platonischen Ideen, über deren Seinsweise der Streit früh erwachte und nie zur Ruhe gekommen ist, deren Charakter als Prinzipien — und zwar sowohl des Seienden als auch der Erkenntnis — niemals im Ernst angefochten worden ist. Das Inhaltliche des Ideenreiches tritt freilich erst in den späten Fassungen, zumal in den dialektischen Dialogen (Sophistes und Parmenides) hervor, wo die obersten Ideen als „Gattungen des Seienden" (γένη τοῦ ὄντος) auftreten und deren Teilhabe aneinander das Grundproblem bildet. Ihre Methexis läßt zwar den Logos entstehen, aber hinter ihnen steht kein Logos, aus dem sie ihrerseits etwa erst hervorgingen. Sie stehen in so wunderbarer Neutralität da, daß sie jede

Deutung zulassen; wie sie denn auch fast jede Deutung erfahren haben, die sich nur ausdenken läßt. Der neuplatonische Emanatismus hat sie als die stabilen Formen eines göttlichen νοῦς, der Universalienrealismus der Scholastik als „substantielle Formen" der Dinge verstanden; der neuzeitliche Apriorismus nahm sie als „angeborene Ideen der Seele", der Realismus als „Urbilder in der Natur" in Anspruch. Für all diese Auffassungen finden sich bei Platon selbst die Ansätze; aber auf keine von ihnen wollte er das Wesen der Ideen einschränken. In aller Ausführlichkeit lehnte er die extremsten von ihnen im einleitenden Teil des „Parmenides" ab: Ideen sind weder παραδείγματα noch νοήματα, sondern etwas anderes, drittes, was den Sphärenunterschied von Sein und Denken in ganzer Spannweite umfaßt und sie befähigt, beides zu sein. Das ist der Grund, warum er die schon damals umstrittene Frage der „Teilhabe" in die dialektisch aufweisbare Verbundenheit der Ideen untereinander umbiegt, im übrigen aber über deren Wesen nichts näheres wissen will. —

Sieht man die lange Reihe der großen metaphysischen Theorien von Platon ab bis auf die Gegenwart entlang, so ergibt sich daran eine lehrreiche Tatsache. Sie alle arbeiten Prinzipien heraus, stehen also in der gemeinsamen Bemühung um das ontologische Kategorienproblem. Das Fortschreiten dieser Arbeit kümmert sich wenig um den Gegensatz der Standpunkte und Systeme, an dem der breite Streit der Meinungen und überhaupt alles Vordergründige und Äußerliche in der Geschichte der Philosophie haftet. Die gemeinsame Arbeit an der großen Aufgabe, den Aufbau der realen Welt in seinen ihm eigentümlichen Kategorien zu erfassen, geht homogen und ungehemmt durch die wechselnde Metaphysik der Weltbilder hindurch. Sie bildet eine einheitliche Linie im Hintergrunde der spekulativen Kartenhäuser, deren Emporschießen und Zusammenbrechen ihr äußerlich bleibt. Sie verbindet die Denker und die Zeiten, indem sie das Haltbare und Lebensfähige aus der Masse ihres Gedankengutes rettet, verbindet und verwertet.

So ist es denn die Geschichte des Kategorienproblems selbst, welche die Neutralität der Kategorien — gewissermaßen durch die Tat — zum voraus erwiesen hat. Das Kategoriengut geht, einmal entdeckt, so gut wie unbehindert und in überraschender Kontinuität von einer Theorie in die andere über. Es durchwandert sie alle, als wären die kühnen Gedankenbauten bloß zeitweilige, unwesentliche Ausgestaltungen — gleichsam sein Beiwerk, das seinen sicheren Gang nicht berührt, — um schließlich aus dieser Kontinuität heraus dem Epigonen in schlicht inhaltlicher Sachlichkeit und Einheitlichkeit zuzufallen.

9. Die Denkformen und der kategoriale Relativismus.

Von solcher Einsicht ist freilich die Philosophie unserer Zeit weit entfernt. In manchen Einzelfragen, z. B. auf gewissen Teilgebieten der Raum- und Zeitanalyse, ringt sich wohl ein tieferes Verstehen durch; im großen Ganzen aber erscheinen „Kategorien" dem wissenschaftlich denkenden Menschen von heute als fragwürdiges Menschenwerk. Ein Kategoriensystem gilt ihm als eine Art Schubfächersystem des Gedankens zum Zweck der Vereinfachung oder Denkbequemlichkeit. Die Gesichtspunkte, unter denen man sie allenfalls noch zum Problem macht, sind die der Methodologie, der Denkökonomie, der praktischen, geschichtlichen oder sozialen Bedingtheit, oder gar der immer noch umgehenden Systematavismen.

Es sind also zunächst noch gewisse Thesen des Positivismus, Pragmatismus, Denkhistorismus, sowie der Als-Ob-Philosophie zu erledigen. Ihnen gemeinsam ist der Ausgang von der „Relativität der Denkformen". Seit Hegel ist der Gedanke geläufig, daß jedes Gegenstandsgebiet seine eigene Gesetzlichkeit hat und seine besonderen Gedankenwege erfordert; zugleich aber auch, daß in jedem Zeitalter und jedem Volksgeiste andere und andere Sondertypen der Gegenstandslogik vorwalten, die dann die Tendenz zeigen, über das Ganze der Weltanschauung überzugreifen. Die Perspektive, die von hier ausging, hat sich dahin ausgewirkt, daß der Gedanke der Relativität auf die in den Denktypen enthaltenen Kategorien selbst übertragen wurde. Und zuletzt erblickte man in den Denkformen mit ihrer Beschränktheit auf Zeiten und Völker unmittelbar Kategoriensysteme. So konnte es nicht ausbleiben, daß man ihre geschichtliche Relativität auch den Kategorien selbst zuschrieb.

Hinter dieser Übertragung steht nichts anderes als eine bestimmte, für unsere Zeit charakteristische Denkform. Man könnte sie den allgemeinen Typologismus nennen. Es gibt in der Vielfachheit menschlicher Artung das Gemeinsame im Besonderen, den Menschentypus. Jeder Typus hat seine Anschauungs- und Denkweise, nicht anders als er auch seine Lebensweise hat; er muß also auch „sein" Kategoriensystem haben. Unter dem letzteren versteht man dann soviel wie ein wohlgeordnetes System stationärer Vorurteile, die sich gegenseitig stützen und gemeinsam eine für den Hausgebrauch des Typus genügend vereinfachte und zurechtgestutzte Welt erscheinen lassen. So kann man von einem Kategoriensystem des „mythischen Menschen" sprechen, einem solchen des „religiösen Menschen", des „künstlerischen Menschen"; desgleichen von einem des „sozialen", des „ökonomischen", des „politischen", des „wissenschaftlichen Menschen" u. a. m. Dieselbe Sache, dieselbe Welt sieht in jedem dieser Systeme verschieden aus, scheint immer wieder eine andere

zu sein. Die Vertreter verschiedener Denktypen können sich über keine Sache recht verständigen, sie meinen anderes, auch mit den gleichen Worten. Und das, als was einem jeden die Welt erscheint, das „ist" sie ihm dann auch.

Treibt man diesen Typologismus auf die Spitze — und es handelt sich ja nicht nur um die genannten, sondern erst recht um die zeitlich und völkisch verschiedenen Denktypen —, so führt das notwendig zum allgemeinen Relativismus des Seins und der Wahrheit. Man löst die eine Welt, in der alle Menschentypen leben, in ebensoviele Welten auf, als es Denktypen gibt. Ja, eigentlich kann man dann gar nicht mehr nach „einer" Welt, in der sie leben, fragen, sondern nur nach den verschiedenen Welten, die sie sehen und denken und in denen sie zu leben meinen. Das ist derselbe Relativismus wie der des Protagoras — „was mir scheint, das ist mir, und was dir scheint, das ist dir" —, nur erweitert und statt auf Individuen auf Menschentypen bezogen. Es ist grundsätzlich dieselbe Auflösung des Seins- und Wahrheitsbegriffs, gegen die Platon einst die Schärfe seiner Dialektik richtete.

Wer „Kategorienlehre" in diesem Sinne treiben wollte, käme in Wahrheit auf eine Psychologie der Denktypen hinaus. Er könnte nichts als die Mechanismen gegensätzlicher Subjektivität beschreiben und registrieren, um durch sie hindurch immer wieder andere Verzerrungen des Seienden zu sehen, immer andere „Welten", — als gäbe es gar nicht die seiende Welt selbst, in der alle diese erscheinenden Welten mitsamt ihren Trägern, den nach Typen verschiedenen Subjekten, koexistierten. Die Welt selbst ist hinter der Psychologie der Sehweisen verschwunden. Und man darf sich nicht wundern, daß diese Psychologie sie nicht wiederfinden kann. Die Analytik der Brillengläser hat es bewirkt, daß sie nur noch Brillengläser sehen kann, aber keine Gegenstände mehr durch sie hindurch

10. Die geschichtliche Beweglichkeit des Geistes und die Kategorien.

Daran, daß es eine Typik der Weltanschauungen und der hinter ihnen stehenden Denkformen gibt, ist natürlich nicht zu rühren. Aber ihr Problem ist nicht das der Kategorien. Denn die Welt ist eine, und nur der Anschauungen sind viele. Vergleichbar und gegeneinander abhebbar sind die Anschauungen ja auch nur, weil sie sich in einer und derselben Welt begegnen.

Darüber hinaus aber beweist die Typologie der Denkformen gerade durch ihr eigenes Tun, daß die Erhebung über sie sehr wohl möglich ist. Sie beweist es mit der Tat, indem sie sich im Betrachten und Vergleichen faktisch über die Denkformen erhebt. Denn was sie über diese ausmacht, soll ja nicht in der Relativität einer Denkform, sondern schlechthin gelten.

Ihr eigenes Faktum ist so die natürliche Grenze dessen, was sie behauptet. Sie ist, indem sie sich selbst über die Typen stellt, zugleich ihre Aufhebung. Ist sie das nämlich nicht, so fällt sie unter die Relativität, die sie behauptet, und ist eine ebenso bedingte Denkform wie die, von denen sie handelt. Damit aber fällt der Wahrheitsanspruch ihrer Feststellungen hin. Diese sind dann keine Feststellungen von Weltaspekten, sondern nur Aspekte von Aspekten.

Der Fehler liegt natürlich nicht in der Typenlehre als solcher. Die Phänomene der Denkformen sind nicht zu bestreiten, nur die Konsequenzen sind falsch gezogen. Ontologisch bedeuten die Denkformen etwas ganz anderes: sie sind Formen des welterfassenden Bewußtseins, Formen der Auffassung und des Weltbildes. Sie gehören, sofern sie auch ein Seiendes sind — geschichtlich-zeitliches Sein haben —, einer ganz bestimmten Schicht des Seienden an, nämlich der höchsten, der des geistigen Seins. Anschauungs- und Denkformen sind Geistesformen; wie denn Weltbilder und Weltanschauungen das Werk des Geistes sind.

Nun ist Welterfassen nicht Sache des Einzelmenschen allein, sondern stets auch Sache größerer Einheiten, Gemeinschaften, Sache der Völker und Zeitalter. Wohl summiert sich hier alles aus der gedanklichen Leistung der Einzelnen; und einzelne Köpfe prägen die Formen der Weltbilder, die dann das geschichtliche Dokument bilden. Aber das sind schon die Endglieder ganzer Entwicklungen; und die Denk- und Anschauungsformen selbst, in denen die Einzelnen ihre Arbeit vollziehen, sind gemeinhin nicht ihr Werk, sondern das einer geschichtlich gewordenen Denktradition. Der Einzelne übernimmt sie, er bildet sich an sie heran und wächst in sie hinein, um sie dann als die seinigen zu verwenden. Das geistige Gut, das in diesen Denkformen steckt, ist das des gemeinsamen geschichtlichen Geistes. Es ist das Gut eines in vielen lebenden und sie bestimmenden objektiven Geistes.

Daß objektiver Geist in diesem Sinne ein schlichtes, aufweisbares Grundphänomen aller Geistesgeschichte, weit entfernt von Hegelscher Substanzmetaphysik, ist, dürfte gerade der geschichtlichen Typenforschung wohlbekannt sein und darf hier vorausgesetzt werden[1]). Gemeint ist mit ihm nichts als die gleichartige Geformtheit alles individuellen Denkens und Auffassens innerhalb eines Volkes (oder auch einer Völkergruppe) in geschichtlich gleicher Zeit. Es ist geistige Geformtheit, die nicht von Individuum zu Individuum, wohl aber von Zeitalter zu Zeitalter wechselt. Objektiver Geist ist für den Einzelnen eine relativ feste Basis, in geschichtlichen Zeitmaßen aber ist er beweglich. Auf dieser seiner Beweglichkeit beruht die Zeitbedingtheit der Denkformen sowie die

[1]) Der ausführliche Nachweis dazu in dem Werk „Das Problem des geistigen Seins", Berlin 1933, Kap. 19—31.

geschichtliche Relativität der Geltung, die allen in ihnen gemachten Voraussetzungen eigen ist.

Aber eben die Denkformen und ihre Voraussetzungen sind nicht identisch mit den Kategorien, und zwar weder mit denen der Erkenntnis noch mit denen des Seins. Die Kategorien wechseln nicht mit der geschichtlichen Denkform. Sie gehen durch viele sehr verschieden geartete Typen der Denkweise und des Weltbildes hindurch, sie sind das Verbindende in ihnen über den Gegensatz der Völker und Zeiten hinweg. Es können wohl je nach der Art der Denkform einzelne Kategorien (oder Gruppen von Kategorien) in ihr dominieren, während andere zurücktreten und gleichsam „verschwinden". Aber sie werden vom geschichtlichen Geiste weder geschaffen noch vernichtet, sondern nur ins Licht gerückt oder verdeckt.

11. Kategoriale Stellung der Denkformen.

Das geistige Sein ist die höchste Seinsschicht der realen Welt. Sein kategorialer Aufbau ist hochkomplex und vielseitig bedingt durch die Eigenart der niederen Schichten, über denen es sich erhebt. Diesen Aufbau zu entwerfen, ist keine Aufgabe, mit der man in der Kategorienlehre beginnen kann. Sie ist ein Endproblem, an das man mit zureichenden Forschungsmitteln erst herankommen kann, wenn die ganze Reihe der vorgelagerten einfacheren und niederen Problemgruppen — entsprechend dem geschichteten Aufbau der realen Welt — zu ihrem Recht gekommen ist. Das ist der Grund, warum die Gesetzlichkeit der Denkformen und der auf ihnen beruhenden Relativität hier nicht vorweggenommen werden kann. Sie kann der Kategorialanalyse nicht zugrundegelegt werden, weil vielmehr diese ihrer Erforschung vorausgehen muß.

Man kann die Kategorienlehre nicht willkürlich vom Ende oder aus der Mitte beginnen, sondern nur von ihrem natürlichen Anfang, vom erfaßbar Einfachsten und Niedersten. Es ist im Kategorienreich nicht wie in gewissen metaphysischen Systemen, wo alle Reihen wieder in sich selbst zurücklaufen. Der intelligible Raum der Kategorien läßt sich nicht nach dem Schema des elliptischen Raumes verbildlichen. Das zu ändern steht nicht in der Macht des Menschen. Der Aufbau der Welt ist ein natürlicher, an nichts als den Seinsphänomenen ablesbarer; man muß ihn nehmen, wie man ihn zu fassen bekommt. Das Denken kann ihn nicht anders durchlaufen, als wie die Phänomene es führen. Die Gesetzlichkeit, auf Grund deren dem so ist, wird uns noch viel beschäftigen. Sie besteht in einer inneren, einseitigen, nicht umkehrbaren Richtung der Abhängigkeit, die zwischen den Seinsschichten selbst, und folglich auch zwischen den Kategorienschichten waltet.

Nicht, als wäre der Erkenntnisweg so absolut an diese Seinsordnung gebunden. Das Begreifen kann wohl auch an jedem Punkt einsetzen, kann von jeder Seinsgegebenheit, einerlei welcher Schicht, ausgehen; die Frage ist nur, wie weit es damit kommen kann. Auf jedem Wissensgebiet „kann" man von beliebigen Einzeltatsachen ausgehen; will man den Tatsachen aber auf den Grund gehen, so muß man notgedrungen bis auf die Fundamente zurückgehen. Die Richtung der in der Sache liegenden Abhängigkeit ist auf keinem Gebiet umkehrbar. Darum kann die methodologische Bewegungsfreiheit nirgends eine unbegrenzte sein.

Die Kategorialanalyse kann hiernach wohl bis zum Problem der Denkformentypik hinaufgelangen, aber nur wie zu einem Endgliede ihrer Problemkette. Stünden die Denkformen als bloße Ausprägungen geistiger Eigenart da — wofür die geistesgeschichtliche Betrachtung sie freilich öfters genommen hat —, so ließe sich ein kürzeres Verfahren mit ihnen einschlagen. Sie wären dann bloße Formen der Konstruktion, ohne den Anspruch eines inneren Bezuges auf die seiende Welt. Nun aber ist ihr eigentlicher Sinn der, daß sie Formen des Weltbildes sind. Sie setzen also die Welt, deren Bildformen sie sind, voraus. Das ist es, was die Formentypologie immer wieder vergißt: das Reelle in den Denkformen, ihren Erkenntnis- und Wahrheitsanspruch. Vermeiden läßt sich solche Schiefheit nur, wenn man sich über die Denkformen hinaus auch der Welt versichert, die sie zu erfassen und darzustellen trachten. Diese Welt aber ist es, um deren Aufbau es sich in der Kategorialanalyse handelt.

Weil nun aber andererseits die Denkformen doch Typen „wirklichen" — nämlich eines zeitgebundenen, historisch realen — Denkens sind, so muß es auch irgendwelche Kategorien geben, die ihren Bau und ihre Differenzierung betreffen. Und wie sie selbst der Schicht des geistigen Seins angehören, so müssen die ihnen zugehörigen Kategorien denn auch spezifische Kategorien geistigen Seins sein. Diese herauszuarbeiten, gehört ohne Zweifel mit zu den Aufgaben einer totalen Kategorienlehre, aber natürlich nicht zu den ersten und einfachsten, sondern zu den allerletzten und abschließenden. Wie weit im Felde aber sind wir heute noch mit den ersten und dringlichsten Aufgaben, und wie unabsehbar ist die Reihe der Aufgaben, die zwischen diesen und jenen liegt!

12. Echte und scheinbare Kategorien.

Es wäre ein Irrtum zu meinen, daß die besonderen Kategorien des geistigen Seins, unter denen die Gesetzlichkeit der Denkformen steht, dieselben sind, welche die besonderen Inhaltsformen in diesen ausmachen. Eine solche Inhaltsform ist z. B. die Beseelung oder Ver-

menschlichung der Naturerscheinungen in der Anschauungsweise des Mythos. Aber sie ist keine durchgehende Kategorie geistiger Formgebung. Dazu würde gehören, daß andere Denkformen sie auch enthalten müßten, wennschon nicht als dominierendes Formmoment. Das wiederum läge nah, wenn hinter Flüssen, Bäumen und Bergen tatsächlich seelische Wesen stünden. Man müßte dann annehmen, daß die Zeitalter mythischer Anschauungsweise hellsichtig gewesen seien, den Naturwundern noch tiefer auf den Grund gesehen hätten als wir Heutigen, obgleich sie vom pflanzlichen Lebensprozeß, von der Dynamik der Gebirgsfaltung und der Erosionstätigkeit fließenden Wassers nichts wußten. Niemand wird eine solche Konsequenz ziehen wollen; hier gerade ist es offenkundig, wie gewaltig sich die Basis schlichter Tatsachenkenntnis erweitert hat. Noch weniger wird man bestreiten wollen, daß der Umfang der Tatsachenkenntnis es ist, was über die Verschiedenheit der Denkformen hinweg den Realitätswert eines Weltbildes wesentlich bestimmt. Und nicht erst das Denken heutiger Wissenschaft hat den Naturanthropomorphismus abgestreift; auch viele frühere Denktypen sind ohne ihn ausgekommen. Es handelt sich in ihm eben nicht um eine Kategorie, sondern um die Besonderheit einer zeitbedingten Denkform.

Oder man denke an solche Denkformen der Alten, schon auf philosophischem Boden, wie das Gesetz der Gegensätzlichkeit (daß alle Abstufungen aus den Extremen entstehen, einerlei um welche Gegensatzdimension es sich handelt); oder das Prinzip der Grenze (πέρας), sofern man in ihm geradezu die Seinsbestimmtheit überhaupt erblickte. Beide sind noch in Platons Denken in Kraft, wennschon sie gelegentlich von der Durchschlagskraft einzelner Probleme durchbrochen werden. Bei Aristoteles lösen beide sich auf und werden zum Problem gemacht. Fortgelebt aber haben beide noch in vielen Weltbildern. Das Mittelalter brach aus spekulativen Gründen mit dem Endlichkeitsprinzip, aber noch Hegel nannte die Endlichkeit „die hartnäckigste Kategorie des Verstandes". Und erst langsam in der Neuzeit schwindet unter dem Druck der neuen Problemmannigfaltigkeit die Denkform der als Prinzip verstandenen Gegensätzlichkeit. Heute ist ihre Bedeutung auf die Richtungsunterschiede möglicher Abstufung beschränkt; das Continuum ist homogen geworden, die Extreme haben keine Prävalenz mehr. Ebenso ist die Anschauungsform der Endlichkeit als des allein Seienden und Auffaßbaren geschwunden. Das Unendliche erscheint uns grundsätzlich nicht weniger seiend, wennschon nicht als solches gegeben. Die Grenzen der Gegebenheit aber sind weder die des Seins noch die des Erkennens.

Diese Wandelbarkeit beweist, daß es sich hier nicht um echte Kategorien handelt. Wohl sind Gegensatz und Endlichkeit Kategorien; aber die metaphysisch verallgemeinerte Rolle, die ihnen im Denken der Alten

zufiel, hat sich als eine bloß „scheinbar kategoriale" erwiesen. Was an der Gegensätzlichkeit und Endlichkeit Bestand hat, ist noch heute in unseren wissenschaftlichen Denkformen maßgebend. Aber es ist auf eine viel bescheidenere Rolle beschränkt. Die echten Kategorien ergeben sich als etwas inhaltlich Engeres, aber eben darum Gewichtigeres, als etwas Allgemeines und Notwendiges, das man als das Identischbleibende in den verschiedensten Denkformen wiederfindet, — soweit wenigstens, als diese inhaltlich an die einschlägigen Probleme heranreichen.

Wenn irgendetwas, so hat ein solches Identisches berechtigten Anspruch darauf, als echte Kategorie zu gelten. Aber auch hier braucht man sich auf das Geschichtlich-Empirische nicht zu verlassen. Man kann stets auch auf andere Weise untersuchen, ob etwas scheinbare oder wirkliche Kategorie ist. Die Untersuchung muß klarstellen, ob sich das vermeintlich „kategoriale" Moment aus dem Concretum, an dem es auftritt, ausschalten oder „wegdenken" läßt, ohne daß dieses verändert wird, oder nicht. Diese Art Untersuchung wird immer und unvermeidlich dort geführt, wo Kategorien aufgezeigt und als solche erwiesen werden sollen. Die bekannteste Untersuchung dieser Art ist die von Kant in der „metaphysischen Erörterung" von Raum und Zeit geführte (z. B. das Argument, es ließen sich wohl die Dinge aus dem Raume, aber nicht der Raum aus den Dingen wegdenken).

13. Die Beweglichkeit der Denkformen und das Durchgehen der Kategorien.

Auf der anderen Seite lassen sich nun unschwer Strukturelemente aufzeigen, die allen Denkformen gemeinsam sind. Schon die soeben erwähnten, Raum und Zeit, sind in die Augen fallende Beispiele dafür. Der Mythos, das religiöse Denken, das wissenschaftliche Weltbild, die schlicht praktische Anschauungsweise des Alltags — sie nehmen alle die Welt, in der wir leben, als eine raum-zeitliche. Darin unterscheiden sie sich nicht. Erst in der besonderen Art, die Raumzeitlichkeit zu verstehen, gehen sie auseinander; aber nicht so weit, daß nicht gewisse Grundmomente identisch blieben.

Ebenso kann man gewisse Wesensstücke der Kausalanschauung in ihnen allen wiederfinden. Nicht die Wissenschaft erst entdeckt die ursächliche Verknüpftheit; alles schlichte Handeln rechnet schon in seinem Hinstreben auf Ziele mit der besonderen Wirkung bestimmter Dinge in bestimmter Situation, und auf diese besondere Wirkung hin seligiert es seine Mittel. Anders ist zwecktätiges Handeln und Verwirklichen gar nicht möglich. Selbst das mythische Denken macht es nicht anders: der Zorn der Götter ist Kausalfolge menschlicher Hybris, diese wiederum Kausalfolge der Verblendung; sogar die Schicksalsschläge haben ihre Ursache, einerlei

ob sie Götter oder Menschen treffen. Ja, das Schicksal selbst arbeitet hier schon mit Hilfe der Kausalfolge, nicht anders als der Mensch in seinem begrenzten Tun: es waltet, indem es Mittel auswählt, die seine Zwecke bewirken. Schon die naivste Teleologie, die das Geschehen deutet, ist kausalistisch durchsetzt.

Das ist natürlich nicht der strenge Kausalitätsbegriff der Wissenschaft. Es fehlt ihm das allseitige Durchgehen, das Fortlaufen der Reihe, ja es fehlt die Gleichheit der Wirkung gleicher Ursachen. Aber ein wesentliches Grundmoment geht doch durch alle Denkformen: dieses, daß überhaupt eines das andere nach sich zieht, und zwar unausbleiblich nach sich zieht. Dieses zum mindesten ist ein allgemeines kategoriales Moment. Aber freilich wird an diesem Beispiel auch die Kehrseite sichtbar: gerade die Kausalitätskategorie setzt sich im Weltbilde der verschiedenen Denkformen erst langsam durch, sie stößt auf Widerstände, die ihre Herrschaft einschränken, und wird erst in späten Denkformen zum einheitlichen Nexus. Aber das ändert nichts daran, daß einige ihrer Grundmomente gemeinsame Züge der heterogenen Denkformen sind. Darin aber liegt das empirische Anzeichen ihres kategorialen Charakters.

Man wird den umgekehrten Schluß freilich nicht ziehen dürfen. Nicht alles, was erst in geschichtlich späteren und gereifteren Denkformen durchbricht, ist deswegen als Scheinkategorie abzulehnen. Es gibt verborgene Seiten des Seins, die eine bestimmte Entwicklungshöhe des Begreifens erfordern, wenn überhaupt sie begriffen werden sollen. Aber in solchen Fällen läßt sich dann auch meist ohne Schwierigkeiten nachweisen, daß und warum sie einer primitiveren Denkform nicht zugänglich waren; wobei die Unzugänglichkeit des Gegenstandsgebietes dann fast identisch ist mit dem Fehlen der ihm entsprechenden Kategorie in solchen Denkformen. Aber das ändert nichts am Unterschied von Denkform und Kategorie.

Der Mensch kann das Kategoriensystem, mit dem er arbeitet, wohl ergänzen, aber er kann es nicht wechseln, wie er sein Weltbild durch Umlernen wechseln kann. Die Denkform kann zwar der Einzelne gemeinhin auch nicht wechseln, wohl aber der Mensch überhaupt in den Zeitmaßen größerer Perioden, nicht willkürlich, sondern geführt von seinen geschichtlichen Schicksalen. Und so finden wir in der Geschichte nach- und nebeneinander die Mannigfaltigkeit der Denkformen — und in Zeiten großer geistiger Bewegtheit wechseln sie von einem Denker zum anderen—, während sich in ihnen die kategorialen Grundmomente entweder durchgehend erhalten oder nach und nach hervortreten.

Hier also ist der Punkt, an dem man eine scharfe Grenze ziehen kann zwischen Kategorien und Denkformen. Kategorien fallen unter das Gesetz des Ansichseins, d. h. der Unabhängigkeit vom menschlichen Dafür-

halten; Denkformen dagegen fallen unter das Gesetz des objektiven Geistes, d. h. der Wandelbarkeit und Entwickelbarkeit geistiger Artung in der Zeit. Sie gerade sind die Typenformen des Dafürhaltens selbst, sind mannigfaltig bedingt durch den Gestaltwandel, der sich in den tragenden Schichten menschlichen Seins vollzieht, (z. B. den der sozialen Lebensgestaltung). Die Kategorien dagegen sind zwar allgemeine Bedingungen des Dafürhaltens und seiner Besonderungen, aber selbst nicht durch diese bedingt.

Die Wandelbarkeit geschichtlichen Gemeingeistes steht mitten inne zwischen der Stabilität kategorialer Fundamentalformen und der schnell beweglichen Variabilität persönlicher Überzeugungen und Meinungen. Die Denkform eines in bestimmter Epoche stehenden Volkes kann der Einzelne nicht verschieben; er ist in sie hineingewachsen und in ihr gefangen, er denkt in ihrem Geleise und sieht die Welt durch sie gefärbt und geformt. Er kann nur innerhalb ihrer über einzelne Gegenstände anders denken als andere. Diese kleinen Unterschiede sieht er ungeheuer vergrößert, weil sie ihm auffallen, während er das Gemeinsame wie etwas Selbstverständliches hinnimmt. Gerade selbstverständlich aber ist auch das Gemeinsame keineswegs. Er bemerkt das nur erst, wenn es angefochten wird, oder wenn er fremdvölkischer Geistesart begegnet. Ja, der Einzelne kann schließlich auch im eigenen Denken über seine Denkform hinausgetrieben werden; er kann durch das Leben selbst auf ihre Grenzen gestoßen werden, es können ihm Unstimmigkeiten begegnen, die zu überwinden er sich gedrängt sieht. In Wahrheit aber ist auch das nicht so ganz Privatsache des Einzelnen; es kündigt sich vielmehr darin schon die geschichtliche Variabilität der Denkform an. Denn indem bei veränderter Gesamtsituation in vielen Köpfen das analoge Hinausgetriebenwerden über die herrschende Denkweise einsetzt, bewegt sich auch die geschichtliche Gestalt des objektiven Geistes fort.

Das geschieht nicht allein mit der Denkform, sondern ebenso mit den Wertungen, dem Rechtsempfinden, dem Geschmack, der Lebensgestaltung. Es ist eben dasselbe Gesetz für alle Gebiete des geistigen Lebens. Aber die Kategorien selbst verschieben sich damit nicht. Sie sind die bleibenden Grundlagen des Erfassens, wie divergent dessen besondere Formen auch sein mögen.

14. Pragmatismus, Historismus und Fiktionstheorie.

Im allgemeinen darf man sagen: das Dafürhalten des Einzelnen variiert innerhalb der Grenzen einer zur Zeit herrschenden Denkform; die Denkform ihrerseits variiert — in weit größeren Perioden — innerhalb dessen, was auf Grund der Verstandes- und Anschauungskategorien

überhaupt möglich ist. Und in beiden Fällen ist der Spielraum der Variabilität noch ein unübersehbar großer.

Die echten kategorialen Formen wechseln nicht nur nicht mit dem persönlichen Dafürhalten, sondern auch nicht geschichtlich mit der Denkform. Was mit der Denkform aufkommt und verschwindet, das ist vom Range der zeitbedingten Auffassungsweise, des Vorurteils oder der „Fiktion". Es gibt auf allen Gebieten die in diesem Sinne geschichtlich flüchtigen, dem Individuum aber gleichwohl konstant erscheinenden Anschauungsweisen. Von ihnen dürfte in gewissen Grenzen wirklich gelten, was der Pragmatismus lehrt: daß sie Anpassungsformen des Menschen an die Besonderheit des jeweilig wirklichen Lebens sind. Ja, man könnte meinen, daß sie durch ihre Bewährung in der Praxis des Lebens geradezu Selektionswert haben. Es ist nur verkehrt, deswegen gleich alles, was die Denkformung überhaupt enthält, auf diesen realen Lebenseffekt zu gründen. Denn nicht alles, was sie enthält, unterliegt diesem Wechsel.

Die pragmatistische Lehre ist angesichts des Wechsels der Denkformen eine einleuchtende Konsequenz. Zu jeder Zeit sucht der Mensch einen modus vivendi in seiner jeweiligen Welt; er findet ihn in bestimmten Auffassungsformen, und zwar natürlich in solchen, die seinem Leben förderlich sind. Diese gelten ihm dann als „Wahrheiten". „Wahr" in diesem Sinne muß wirklich zu jeder Zeit etwas anderes sein, weil unter anderen Lebensverhältnissen anderes dem Menschen lebensdienlich ist. Das Zutreffen der Auffassungsweise auf die Sache ist demgegenüber wirklich in weiten Grenzen irrelevant.

Neutraler ist die rein historische Perspektive. Sie verzichtet auf Erklärung der Mannigfaltigkeit durch das Prinzip der Nützlichkeit und Lebensförderung, sie reiht nur deskriptiv-geschichtlich Bild an Bild, „Wahrheit" an „Wahrheit", ohne Wertmaßstäbe heranzutragen. Diese Neutralität ist eine gewisse Überlegenheit; aber es ist eine Überlegenheit nach Art der Skepsis. Der Verzicht auf Erklärung wirkt sich aus als Verschwommenheit, die Unterschiede der geistigen Höhenordnung in der Vielheit der Anschauungsweisen verschwinden. Das Resultat ist die Erweichung alles Geurteilten und Erkannten, gleichsam die allgemeine Rückgratlosigkeit der Vernunft. Mehr noch als im Pragmatismus verschwimmt hier die Welt im Nebel der unstet sich drängenden Weltbilder. Und für einen realen Boden, auf dem dieses Sichdrängen spielte, ist kein Raum. Auch die Geschichte der Menschheit ist kein solcher Boden mehr; auch sie verschwimmt in der Flucht der Geschichtsbilder.

Noch weiter geht die Als-Ob-Theorie, die ausdrücklich die Kategorien, insonderheit die Kantischen, zu Fiktionen herabsetzt. Die Welt, die durch die Fiktionen erfaßt werden sollte, ist in keiner Weise mehr greifbar.

Es fehlt dieser Theorie nichts als die unvermeidliche Einsicht, daß sie konsequenterweise sich selbst unter ihr eigenes Prinzip subsumieren muß. Was der Einsicht ihrer eigenen Fiktivität gleichkäme.

Derselbe schwache Punkt ist auch den anderen Formen des Relativismus eigen. Ist der Historismus selbst nichts als ein geschichtliches Geistesphänomen in bestimmter Zeit, so hebt sich die allgemeine Gültigkeit seiner Sätze damit auf. Dann aber wird die der anderen Theorien wieder möglich. Und ist der Pragmatismus selbst nichts als ein philosophischer modus vivendi, so haben seine Aussagen keine Anwendbarkeit auf andere Theorien als ihn selbst. Dann aber ist er unter ihnen allen die einzige Theorie, die bloß nützlich, nicht wahr ist. Und die gemeinsame Grundüberzeugung jener anderen — die vom Bestehen echter Wahrheit und Unwahrheit, als des Zutreffens oder Nichtzutreffens auf die Sache, — dürfte Recht behalten.

Alle Relativismen haben das Mißliche an sich, daß ihr Geltungsanspruch ihren eigenen Grundsätzen widerspricht. Sie vertragen die Rückbeziehung auf sich selbst nicht, in die sie gleichwohl unaufhaltsam stürzen. Sie negieren die Gültigkeit ihrer eigenen Thesen hinsichtlich ihrer selbst, behaupten sie aber in einem Atem für jede andere Einsicht. Generell läßt sich das am besten in der Begriffssprache der Fiktionstheorie aussprechen: der Satz, daß alle Sätze Fiktionen sind, besagt, daß er selbst auch eine Fiktion ist; dann aber sind offenbar nicht alle Sätze Fiktionen, also braucht auch er selbst keine Fiktion zu sein; und wiederum, wenn er somit keine Fiktion ist, so müssen alle Sätze Fiktionen sein; und also auch er selbst. Man sieht, das ist ein Kreislauf, in dem weder die These noch ihre Aufhebung sich halten kann. Es ist die strenge Form der Paradoxie.

Es bleiben nur zwei Auskünfte. Entweder die Paradoxie ist reell, und im Wesen aller Aussage steckt ein realer Widerstreit; womit dann der Sinn eindeutiger Geltung sich aufhebt. Oder aber Theorien, die auf diese Paradoxie hinauslaufen, sind künstliche Abstraktionen, die gedankenloser Weise eben das voraussetzen, was sie in ihren Sätzen bestreiten. Dieses in ihnen zugleich Vorausgesetzte und Bestrittene aber ist nicht nur der Sinn und das Wesen transzendenter Wahrheit, sondern im letzten Grunde gerade das Bestehen gemeinsamer Kategorien, die der eigenen wie der fremden Denkform in gleicher Weise zugrundeliegen. Im zweiten Falle aber geben die relativistischen Theorien wider Willen den geschichtlichen Beweis dafür ab, daß es solche Kategorien gibt.

15. Die Arten der Variabilität und ihre Gründe.

Und dann gewinnt auch alles, was sie durch ihre Sehweise sichtbar machen, — die Relativität der Denkformen, die wechselnde Geltung

ganzer Systeme von Voraussetzungen und Vorurteilen — einen ganz anderen, positiven Sinn. Der neue Sinn dieser Phänomene aber wirft ein wertvolles Licht auf die Rolle jener identisch durchgehenden Kategorien, über denen sich die wechselnden Denkformen erheben.

Kategorien machen die Bewegung des objektiven Geistes nicht mit. Wohl aber können, wie sich schon zeigte, einzelne Kategorien und ganze Kategoriengruppen in einer Denkform das Übergewicht haben, andere aber gleichsam verdrängt sein. Ja, es können sehr wohl auch manche ganz fehlen, sofern die Denkform an die Erfassung der ihnen zugehörigen Seite des Seienden etwa noch gar nicht heranreicht. Das tut dem Durchgehen der Kategorien keinen Abbruch. Zu ihrem Wesen gehört es weder, in jeder Denkform auch schon aktiviert zu sein, noch auch in jeder an dem ihnen gebührenden Platze zu stehen. Vielmehr, je nachdem welche Seite der Welt einer bestimmten Denkform wichtig ist, müssen notwendig die zu dieser gehörigen Kategorien ein Übergewicht bekommen; was dann unmittelbar das Zurücktreten der anderen bedeutet.

Zugleich damit aber müssen auch die einzelnen Kategorien selbst in sehr verschiedenem Lichte erscheinen. Denn Kategorien sind — wenn man von den allerersten und formalsten absieht — schon in sich komplexe Gebilde, an denen einzelne Momente hervor- oder zurücktreten können. Die Kausalitätskategorie z. B. hat ein sehr verschiedenes Gepräge, je nachdem an ihr das Moment der Abhängigkeit oder das des Hervorbringens, das der fortlaufenden Reihe oder das der Analogie überwiegt. Ähnlich ist es mit allen Kategorien. Weder sie selbst noch ihre Momente ändern sich dadurch, daß sie im Denken einer bestimmten Denkform eine größere oder kleinere Rolle spielen; vielmehr umgekehrt, weil ihre Rolle im Denken gemeinhin eine unbemerkte bleibt, kann die Dominanz einzelner kategorialer Momente in den Denkformen mannigfach variieren, ohne daß die Kategorie in ihrem Wesen verschoben würde. Auf solchem Variieren beruht sehr wesentlich die Mannigfaltigkeit der Weltbilder und Weltanschauungen. Die Größenordnung dieser Mannigfaltigkeit aber erschöpft sich nicht in den großen Gegensätzen völkischer und zeitalterlicher Eigenart. Sie setzt sich in der bunten Vielheit der philosophischen Systeme fort, sofern diese bei jedem einzelnen Denker wieder Eigenstruktur und Eigengesetzlichkeit zeigen.

Ferner fällt hier ins Gewicht, daß die Kategorien kein homogenes Kontinuum bilden, sondern in Gruppen auftreten, entsprechend den Schichten im Aufbau der realen Welt. So gibt es Kategorien des Mechanischen, des Organischen, des Seelischen, der Gemeinschaft, der Moral u. s. f. Jede dieser Gruppen kann in gewissen Denkformen dominieren. So dominiert im mythischen Denken die des Seelischen, im Weltbilde des Aristoteles die des Organischen, in der Atomistik die des

Mechanischen, im Pragmatismus die des Sozialen. Das hindert nicht, daß wiederum innerhalb einer Kategoriengruppe zeitweilig eine einzelne Kategorie, oder gar ein bestimmtes Moment an ihr, die Denkform beherrschen könnte. So hat z. B. innerhalb der Gruppe des Organischen von jeher die Zweckkategorie vorgeherrscht. In diesem Falle ist es sogar so, daß die herrschende Kategorie der dominierenden Gruppe gar nicht ursprünglich angehört, sondern aus einer anderen (der des menschlich-geistigen Seins) auf sie übertragen ist; was dann natürlich auf eine Verfälschung der Eigenart einer ganzen Seinsschicht hinauslaufen kann. Sieht man näher zu, so findet man fast in allen geschichtlich vorliegenden Denkformen solche Übertragungen. Sie werden meist unbedacht vollzogen auf Grund einseitiger Orientierung; aber ihre Folgen sind unabsehbar. Denn so entsteht die für alle metaphysischen Weltbilder charakteristische Grenzüberschreitung, die spekulative Verallgemeinerung einzelner Kategorien, die gewaltsame Vereinheitlichung des Weltbildes — das typische Phänomen der weltanschaulichen „Ismen".

Zu den inhaltlichen Arten des Variierens kommt noch eine quantitative Abstufung im Charakter des Dominierens selbst. Eine und dieselbe Kategorie (oder auch eine Kategoriengruppe) kann in einer Denkform stärker und schwächer dominieren. So herrscht die Zweckkategorie in der Denkform des Aristoteles weit stärker als in der Platonischen, in der Platonischen aber bereits stärker als in der des Anaxagoras. Andererseits gibt es Denkformen, in denen sie noch ganz anders zur Alleinherrschaft, ja zu einer Art Absolutheit, gelangt als bei Aristoteles (der dem „Automatischen" und dem „Zufälligen" immerhin noch Spielraum läßt). Ein großes Beispiel dieser Art ist die systematische Denkform Hegels.

Das sind deutlich Abstufungen im Grade des Dominierens, und zwar einer und derselben Kategorie. Man kann angesichts des bekannten geschichtlichen Antagonismus von mechanistischer und teleologischer Denkform dieselbe Abstufung zugleich als eine solche des kausalen Denkens verstehen. Vollständig dominiert die Kausalität nur im reinen „Mechanismus", und zwar auch nur dort, wo wirklich alle Seinsschichten — also auch seelisches, soziales, geschichtliches Sein u. s. f. — nach seinem Schema gedeutet werden. In dieser Reinheit nun hat es ihn niemals gegeben; denn auch die dahin zielende Tendenz der extremen Materialisten blieb natürlich die Erklärung der geistigen Phänomene schuldig. Alle vorsichtigeren, oder selbst nur vollständigeren Abarten des kausalistischen Weltbildes lassen hier gewisse Begrenzungen gelten. Die antike Atomistik machte mit dem Prinzip der „Aitiologia" vor der Welt des Ethos halt; und Descartes, der den Mechanismus auf das tierische Leben ausdehnte, übertrug ihn nicht auf die „denkende Substanz".

16. Der Richtungssinn im Wechsel der Denkformen.

Rücken nun so die Arten des Dominierens einer Kategorie deutlich belegbar ins Gesichtsfeld, so erweitert sich das Phänomen der Denkformen. Bestehen die Denkformen nämlich wesentlich in der Vorherrschaft einzelner Kategorien oder Kategoriengruppen, so wird es unwahrscheinlich, daß sie in der Geschichte einem planlosen Wechsel ohne jeden Richtungssinn ausgeliefert sind. Wenn die relativistischen Interpretationen dieses Phänomens nichts weiter wollen als die Beschreibung geschichtlicher Erscheinungen, so ist gegen ihre Neutralität nicht viel einzuwenden. Wollen sie aber mehr sein — und wer könnte das verkennen —, so arbeiten sie gemeinsam an der Destruktion des geistigen Fortschrittes.

Als abschreckendes Beispiel schweben hierbei immer noch die gewaltsamen Geschichtskonstruktionen des deutschen Idealismus vor. An diesen nun gibt es in der Tat mancherlei zu destruieren, insonderheit wohl die optimistischen Schemata des Progresses. Läßt man aber zugleich mit diesen alles Fortschreiten überhaupt fallen, so sind alle Denk- und Auffassungsformen gleichwertig, und der reelle Sinn von Erkenntnis und Forschung hört radikal auf. In den genannten Theorien nun ist der Sinn der Forschung und ihres Vorwärtskommens in aller Form aufgehoben. Sie können sich das gewissermaßen auch leisten, weil es ihnen auf die Erkenntnis im Sinne haltbarer Errungenschaften nicht ankommt, ja weil ihnen der Ernst der ontologischen Frageweise fehlt. Sie sehen sich nicht mehr bezogen auf eine identische, gemeinsame Welt, angesichts deren es wahre und unwahre Auffassung gibt; wie sie denn auch sich selbst nicht mehr als Teilerscheinung einer gemeinsamen Welt wissen.

Nimmt man es einmal wieder mit der Frage solcher Verbundenheit auf, bezieht man alle Weltbilder wieder auf die eine identische Welt, so ändert sich die Sachlage von Grund aus. Dann wechseln die Weltaspekte nicht willkürlich-zufällig, sondern in Abhängigkeit voneinander und von der wirklichen Stellung, die sich der Mensch in der Welt schafft. Diese Stellung aber steht nicht still, sondern hat deutlich die Tendenz des Fortschreitens in sich.

Gerade die Grundgedanken des Pragmatismus, die das Reelle in ihm ausmachen, lehren das unzweideutig. Es gibt eine durchgehende Tendenz zur Beherrschung des Seienden in aller Menschengeschichte, und zwar unabhängig davon, mit welchen weiteren Zielen oder Wertrichtungen man sie verbindet. Die Beherrschung nun setzt Erkenntnis voraus, und zwar gerade die im transzendenten Sinne „wahre" Erkenntnis. Diese aber hängt wesentlich am Verhältnis der Seins- und Erkenntniskategorien: je weiter der Umfang ihres Zusammenfallens ist, um so weiter reichen Erkenntnis und Wahrheit. Gibt es nun aber einen

Wechsel vorwiegender Kategoriengruppen in den geschichtlichen Auffassungsformen, so bedeutet dieser notwendig zugleich einen Wechsel im Wahrheitsgehalt des Weltbildes; zum mindesten muß das von einzelnen Erkenntnisgebieten gelten, mittelbar aber betrifft es stets auch das Ganze jeweiliger Erkenntnis. Und selbstverständlich steht der sehr verschiedene Grad von Macht und Beherrschung des Seienden, zu der es der Mensch bringt, in eindeutiger Abhängigkeit von diesem Wechsel.

Das ist aber zugleich der Grund, warum das planlose Nebeneinander der Denkformen von vornherein unwahrscheinlich ist. Ein solches wäre denkbar nur bei vollkommener Gleichgültigkeit des Menschen gegen seine eigene Macht- oder Ohnmachtstellung in der Welt. Niemand wird solche Gleichgültigkeit im Ernst behaupten. Das Streben nach Erkenntniszuwachs als Macht- und Lebensfaktor, die Tendenz zum Eindringen und Beherrschenlernen, ist bei allem Wandel der Regsamkeit doch eine durchgehende Grundtatsache. Und sie ist es nicht etwa bloß in den intellektuell bevorzugten Individuen — wie sehr auch alle Initiative von diesen ausgehen mag —, sondern gerade auch in ganzen Völkern und Zeitaltern, sowie im Ganzen der Völkergeschichte.

Man wird sich freilich nicht einbilden dürfen, daß der Wandlungsprozeß, der aus dieser Tendenz resultiert, eine eindeutig aufsteigende Richtung einschlagen müßte. Das einmal Errungene kann hundertfach wieder verloren gehen, Rückschläge aller Art können einsetzen. Der Auftrieb ist eben nicht der allein bestimmende Faktor der geistigen Wandlung. Es wird heute auch nicht so leicht jemand in den alten Fehler der vereinfachten Fortschrittsschemata verfallen; weder eine konstruierte Geradlinigkeit noch eine ebenso konstruierte Antithetik vermag die Mannigfaltigkeit verschlungener Wege zu erfassen, die uns die geschichtliche Erfahrung zeigt. Aber eine Richtung im Großen auf Erkenntniszuwachs hin wird sich trotzdem schwerlich verkennen lassen, wenn man die Konstanz der Grundsituation einerseits und das für alle Zeiten charakteristische Ringen und Vorwärtsstreben, gleichsam die ständige Eroberungstendenz des Menschengeistes, fest im Auge behält. Hinter der scheinbaren Indifferenz taucht alsdann im Wechsel der Denkformen selbst — soweit er ein Wechsel vorwiegender Kategoriengruppen ist — die unbeirrbare Tendenz des Erkenntnisprogresses und der Annäherung an das Reale auf.

Und es ist nicht schwer zu sehen, daß dem auch das geschichtliche Gesamtphänomen entspricht. Im Großen hat ja doch niemand einen Zweifel daran, daß die Erkenntnis seit den Zeiten der Vorsokratiker nicht bloß in heterogenen Vorstellungsweisen hin und her gependelt hat, sondern auch um manches bleibende Resultat bereichert worden und vorwärtsgekommen ist. Und nur im Großen, nicht im Einzelnen läßt

sich der Überschlag machen. Diese Perspektive ist im Hinblick auf die ins Riesenhafte angewachsenen Wissensgebiete mit ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit bewährter und erprobter Einsichten von schlagender Überzeugungskraft.

Die Reihe der geschichtlichen Denkformen zeigt keineswegs nur den unentwegten Wechsel, sondern auch eine sehr bestimmte Art inneren Wachstums. Es gehen immer größere und mannigfaltigere Kategoriengruppen in die Denkformen ein; das Vorherrschen einzelner Kategorien wird mit der zunehmenden Erfahrung doch mehr und mehr eingeschränkt, und die erweiterte Überschau bringt mancherlei Ausgleich. Die Weltbilder werden universaler. Und schließlich tritt dazu noch das Wissen um die Denkformen selbst und ihre Gesetzlichkeit. Dieses Wissen, eine Errungenschaft unserer Zeit, ist ein entscheidender Schritt zur Überwindung der einseitigen Sehweisen in der Philosophie. Vielleicht darf man sagen, es ist der erste wirklich radikale Schritt. Aber es ist gewiß nicht der letzte.

Verfälschen freilich würde man diese Perspektive, wenn man sie auf andere Geistesgebiete und deren geschichtlichen Formenwechsel übertragen wollte. Das Gemeinschaftsleben mit seinen politischen und sozialen Formen folgt einem anderen Gesetz; ebenso das ethische, rechtliche, bildungspädagogische und künstlerische Leben. Auf diesen Gebieten lernen die Völker und Zeiten nicht so leicht voneinander wie auf dem der Erkenntnis. Das praktische Leben steht auch in ganz anderem Maße vor immer wieder anderen, neu entstehenden Aufgaben. Je aktueller das Lebensgebiet, um so weniger läßt seine Geschichte den Aufstieg erkennen. Nur das Wissen steht anders da, und zwar eben deswegen, weil es die Tendenz hat, sich abseits zu halten vom Felde der Dringlichkeit und seine eigenen Wege im Hinschauen auf das Ganze der realen Welt zu gehen.

17. Das Auftauchen der Kategorien im Wechsel der Denkformen.

Die Bewegung der Denkformen, ihre Ablösung und ihre Auswirkung genauer zu verfolgen, ist eine Aufgabe für sich. Sie gehört der Geistesgeschichte an. Für unser Problem ist daran nur ein kleiner Ausschnitt von Phänomenen wichtig. Diese betreffen das Auftauchen der Kategorien im Wechsel der Denkformen, sowie die eigenartige Dynamik ihres Durchbruchs ins Bewußtsein. Hierzu läßt sich allgemein dreierlei sagen.

1. Es zeigte sich, daß der Wandel der Denkform wesentlich im Wechsel der dominierenden Kategorien wurzelt. Es brechen immer wieder neue Kategorien ins Bewußtsein durch und beanspruchen dann im Denken

den ihnen zukommenden Platz. Der Ausschnitt der jeweilig das Denken beherrschenden Kategorien „wandert" gewissermaßen innerhalb des Kategorienreiches von einer Kategoriengruppe zur anderen. Aber er stößt im Weiterwandern die einmal gewonnenen Kategorien nicht ganz ab, auch wenn sie nicht mehr im Denken dominieren, sondern hält sie fest. Die Denkform hat Spielraum dafür; sie verliert nicht notwendig auf der einen Seite, indem sie auf der anderen gewinnt. Der einmal von gewissen Kategorien beherrscht gewesene Geist behält diese an sich. Er läßt sie aber unter immer neu durchbrechenden und dann dominierenden Kategoriengruppen zum Untergeordneten herabsinken. Das ist sein Modus, die Kategorien festzuhalten, indem er die Denkform wechselt.

2. Die Dynamik des inneren Durchbruchs ist weder eine stetige noch angebbar periodische. Sie hängt nicht am Wesen der Kategorien, sondern an den geschichtlichen Schicksalen und Aufgaben des Geistes. Wohl aber rücken auf diese Weise die verschiedenen Kategoriengruppen nach und nach an die ihnen im Denken zukommende Stelle. Die ihnen zukommende Stelle eben ist niemals die der Dominante; sie ist stets eine auf bestimmte Seinsgebiete oder auf bestimmte Seiten des Seienden eingeschränkte. Alle Vorherrschaft (Dominanz) im Weltbilde ist usurpatorisch, einseitig, fehlerhaft. Erst in der zweiten Phase ihrer Aktualisierung im Bewußtsein, d. h. im Verdrängtwerden aus der dominierenden Stellung, gelangen die Kategorien an den ihnen zukommenden, „natürlichen" Platz innerhalb des sich entfaltenden Denk- und Erkenntnisapparates.

Der Durchbruch geht so den Weg der Überspannung und des Zurückgebrachtwerdens auf strenge Beschränkung. Der Geist beginnt, wenn er geschichtlich an eine neue Kategoriengruppe herangewachsen ist, stets und fast zwangsläufig mit der Überschätzung des ihm Neuen und überraschend Einleuchtenden; er meint damit gleich „alles" zu begreifen. So kommt es zur usurpierten Dominantenstellung dieser Kategorien. Weil aber die Überspannung Weltverkennung (Vereinfachung) ist und über lang oder kurz das Fehlgreifen im Leben nach sich ziehen muß, so kann sie sich nicht dauernd halten. Sie muß der neuen Denkform weichen, welche die Reduktion der überspannten Kategorien auf den ihnen gemäßen Seinsbereich vornimmt. Und sofern die Reduktion durch das einsetzende Dominieren einer anderen Kategoriengruppe bedingt ist, unterliegt nun wiederum die neue Denkform der gleichen Instabilität und wird ihrerseits von einer weiteren reduziert.

3. Auf diese Weise kommt in der Tat ein gewisser Einschlag von Antithetik in den Prozeß hinein. Aber die Antithetik ist nur ein Oberflächenphänomen an ihm — gleichsam der Modus, wie sich die Momente des Ungleichgewichts, die durch jeden Einbruch neuer Kategoriengruppen

entstehen, in den Denkformen auspendeln. Im Gesamteffekt ergibt sich vielmehr eine ganz andere, unter dem Wellengeplätscher der Überspannungen ruhig herlaufende, einheitliche Grundtendenz im Wechsel der Denkformen. Es ist die Tendenz der inneren Erweiterung und des kategorialen Zuwachses. Sie geht von der Besonderheit der einzelnen Kategoriengruppe in Richtung auf die Ganzheit des Kategorienreiches fort.

Das ist nun, inhaltlich gesehen, der Prozeß, der vom partikulären Weltbilde und der beschränkten Perspektive zum Gesamtaspekt der Welt, wie sie „ist", hinführt, — ein Prozeß freilich, den wir nur in der Tendenz kennen und stets nur vom jeweilig gegebenen Stadium aus sehen können, der aber nichtsdestoweniger stets in der Reihe durchlaufener Denkformen erkennbar ist, und von dem wir keinen Grund haben anzunehmen, daß unser geschichtliches Stadium sein letztes sei.

Man wird hieran freilich keine optimistischen Ausblicke knüpfen dürfen. Es handelt sich hier offenbar gar nicht um antizipierbare Endziele, wie etwa das einer vollständigen Totalität. Es liegt im Wesen eines solchen Prozesses, daß er im endlichen Geiste nicht ins Ungemessene weitergehen kann. Die kategoriale Kapazität des Geistes läßt sich freilich a priori nicht beurteilen. Da der Prozeß ein solcher der Ausweitung und Auffüllung ist, so muß er wohl irgendwann auch an der Fassungskraft des endlichen Menschenwesens seine Grenze finden. Aber das ändert nichts an der Tendenz des Prozesses. Und nur auf diese kommt es zunächst an. Das Auftreten der Grenze eben würde nichts weiter bedeuten, als daß im weiteren Wechsel der Denkformen das Festhalten der einmal gewonnenen Kategorien versagen müßte. Die sich ablösenden Weltaspekte würden dann, was sie auf der einen Seite gewinnen, auf der anderen wieder verlieren.

18. Die Lagerung der primären Gegebenheitsgebiete.

Der faktische Prozeß des Aufstieges und der Ausweitung — man möchte sagen, die kategoriale Entwicklung des Weltbewußtseins — bildet keine einheitliche Linie. Er verläuft vielfach gespalten auf mannigfaltigen Wegen, und nicht alle Wege vereinigen sich wieder. Alle Vorstellungen von durchgehender Ordnung versagen hier. Auch die natürliche Ordnung der wechselnd zur Vorherrschaft kommenden Kategorien ist in ihm keineswegs maßgebend; vielmehr kann eben diese natürliche Ordnung bestenfalls erst nachträglich, und zwar in bewußtem Gegensatz zum geschichtlichen Wechsel ihrer Vorherrschaft, ermittelt werden. Hegels berühmter Gedanke, daß die geschichtliche Reihenfolge der Stufen gedanklichen Vordringens der systematischen Anordnung im Aufbau der Welt ent-

spreche, hat sich als irreführend erwiesen. Der Wahrheitskern darin beschränkt sich darauf, daß überhaupt jene geschichtlichen Stufen Teilaspekte dieses Aufbaus sind, und daß in ihnen allen kategoriales Gut enthalten ist, welches die Philosophie zu sammeln und zu bergen hat.

Überhaupt darf man sich den Prozeß nicht nach Analogie bewußter Forschungsmethoden denken. Er braucht deswegen noch lange kein regelloses Vagabundieren des Geistes zu sein, in dem das Fortschreiten Zufallssache bliebe. Vielmehr herrscht hier offenkundig eine Aufstiegsgesetzlichkeit anderer Art. Sie hängt nicht am Wesen der Welt, sondern am Wesen der Erkenntnis und läßt sich durch die Richtung vom Gegebenen zum Verborgenen, vom Bekannten zum Unbekannten bestimmen. Das Gesetz ist das wohlbekannte Aristotelische: alle Erkenntnis beginnt mit dem „für uns Früheren" und schreitet fort zum „an sich Früheren". Aktiviert sie nun dabei von Schritt zu Schritt neue Kategorien im Weltbewußtsein des Menschen, so erschließt sie ebendamit andere und andere Seiten der Welt. Und da wir einen Teil des Gesamtprozesses geschichtlich kennen, so können wir auch angeben, in welchen Bereichen des Seienden die ursprünglichen Gegebenheiten, und mit ihnen die inhaltlichen Ausgangspunkte des Prozesses liegen.

Die ersten Gegebenheiten nun liegen in der ontisch hochkomplizierten Sphäre des Lebensaktuellen. Der Mensch geht von dem aus, was sich aufdrängt und was ihm wichtig ist, nicht von dem, was an sich maßgebend oder grundlegend ist. Er tritt unbeschwert-praktisch an das Aktuelle heran, ohne seine Abgründigkeit zu ahnen. Aber innerhalb des ihm Lebenswichtigen setzt sein weiteres Sinnen nicht beim Gewohnten und Selbstverständlichen an, sondern beim Auffälligen und Erstaunlichen. So wird die philosophische Besinnung zuerst auf die höchsten und entlegensten Fragen hingelenkt: sie fragt nach dem Übermenschlichen, dem Göttlichen, der Weltentstehung, dem Weltgrunde. Es sind gleich die fundamentalsten Kategorien, die bei solcher Frageweise in Aktion treten. Aber die Resultate entsprechen nicht den hochgesteckten Zielen.

Erst langsam steigt der Gedanke von seinen Höhen herab in die Sphäre des Alltäglichen und Lebensnahen. Er entdeckt dessen Bedeutung erst mit dieser Rückkehr; und es ist bereits ein zweiter Ansatz, in dem ihm das Erstaunliche und Rätselhafte im Altgewohnten aufgeht. Ein um vieles einfacherer und anspruchsloserer Kreis von Kategorien tritt hiermit in Funktion. Aber er setzt sich nicht so leicht gegen die Gewaltsamkeit jener Kategorien des phantasierenden Weltdenkens durch; deren Reduktion geht langsam vorwärts und ist vielleicht nie ganz abschließbar.

Indessen öffnen sich mitten im Leben Gegebenheitsgebiete, die auf eine Spaltung der Welt hinauszulaufen scheinen — in eine räumliche

Welt des dinglich-materiellen Seins und eine unräumliche des seelisch-geistigen Lebens. Daß beide irgendwie in der Tiefe zusammenhängen, wird zwar nie bestritten, ist aber nicht leicht begreiflich; denn gerade als Gegebenheitsgebiete sind sie in der Tat grundverschieden, und dieser Gegensatz bleibt in einer langen Abfolge von sonst recht divergenten Denkformen unangetastet stehen. Der Gegensatz erscheint als Verhältnis von „Außenwelt und Innenwelt", von „Seele und Leib", von „Materie und Geist"; ja, selbst der Dualismus von „Materie und Form" ist ihm noch verwandt, denn mit der „Form" verbindet sich früh die Vorstellung von etwas dem Geiste Ähnlichem.

Diese Gespaltenheit reimt sich indessen keineswegs mit der Überlagerung der Seinsstufen, die sich dem unbefangenen Blick ja nicht weniger unmittelbar aufdrängt. Da steht zwischen der Welt der Materie und der des Seelischen das große Gebiet des organischen Lebens. Aber seine Gegebenheit ist uneinheitlich: wir erfassen es teils äußerlich nach Art der Dinge, teils innerlich in uns selbst nach Art der seelischen Zustände. Sieht man näher zu, so findet man, daß diese mittlere Schicht des Seienden, bei der in irgendeiner Weise doch gerade die Verbindung des seelischen mit dem materiellen Sein liegen muß, überhaupt nicht in einer ihr eigentümlichen und gemäßen Weise gegeben ist (wenigstens nicht unmittelbar und nicht in ihrer Besonderheit). Sie wird daher von Anbeginn bald unter den Kategorien der Materie, bald unter denen des Seelenlebens verstanden. Beide Arten des Verstehens aber sind gleich willkürlich und uneigentlich, denn beide übertragen unbesehen Kategorien einer anderen Seinsschicht auf die Lebensphänomene; beide also machen sich derselben kategorialen Grenzüberschreitung schuldig — die eine von der niederen, die andere von der höheren Seinsordnung her. Dieser Zustand ist trotz fruchtbarer wissenschaftlicher Einsicht bis heute nicht grundsätzlich behoben. Er spiegelt sich noch im Streit mechanistischer und vitalistischer Auffassung der Lebenserscheinungen. Nur die inhaltliche Konvergenz der Probleme führt eindeutig über den Dualismus der Sehweisen hinaus.

Die Sachlage verschärft sich noch beträchtlich dadurch, daß die beiden Gegebenheitsgebiete auch nach anderer Richtung über sich hinausweisen: auf die höheren Stufen des geistigen Seins einerseits und auf die elementarsten Seinsgrundlagen andererseits. Das Reich des Geistes ist mannigfaltig, es entfaltet sich in den Formen der Gemeinschaft, des Rechts, der Sittlichkeit, der Kunst, der Geschichte. Und jedes dieser Gebiete hat seine besonderen Kategorien. Aber ins Bewußtsein dringen diese Kategorien erst langsam durch. Ihre Aktivierung im Denken ist das fortschreitende Sich-selbst-Erkennen des Geistes. Und um nichts weniger unzugänglich sind die niedersten Kategoriengruppen, die noch so allge-

mein sind, daß sie keiner bestimmten Schicht des Realen zugeordnet, sondern allen Schichten gemeinsam und gleichsam dem ganzen Aufbau der realen Welt vorgelagert sind. Um ihrer habhaft zu werden, bedarf es der Abstraktion von allem besonders Gearteten, also auch eines Hinabsteigens in die Region unterhalb aller Gegebenheit.

19. Kategoriale Entfaltung des Weltbewußtseins.

Diese Überlegungen zeigen, daß der Wechsel der Denkformen doch für die Kategorienlehre ein lehrreiches Kapitel ist. Das Wichtige an diesem Phänomen liegt nicht, wie heute noch allgemein gilt, in den vieldiskutierten Erscheinungen der geschichtlichen Relativität, sondern in der Dynamik und Anordnung, in der die Kategorien sich im Denken aktivieren. Diese Dynamik und Anordnung aber ist die kategoriale Entfaltung des menschlichen Weltbewußtseins.

Darum ist die Lagerung der unmittelbaren Gegebenheitsgebiete von Bedeutung. Die ersten Kategoriengruppen, die ins Bewußtsein durchbrechen und die Denkform bestimmen, sind solche der Dingsphäre einerseits und des praktisch eingestellten Menschengeistes andererseits. Zweierlei Typen der Metaphysik alternieren von den Anfängen her: eine solche der dingartigen Substanzen und eine solche der zwecktätig vorsehenden Mächte; und oft kombinieren sich beide in einem Weltbilde. Erst langsam treten in der Geschichte die Denkformen dieser beiden Typen zurück, und Kategoriengruppen von größerer Mannigfaltigkeit treten in Aktion.

Hier aber liegt auch der Grund, warum es bestimmte Richtungen in der Entfaltung des Weltbewußtseins gibt. Dafür genügt es nicht, daß der Gesamtprozeß ein auf mehreren Geleisen gleichzeitig laufendes Vordringen ist. Der Gesamtprozeß vielmehr — da er nicht anders als vom Bekannten zum Unbekannten fortgehen kann — zerfällt in vier Prozesse. Er geht von den zwei bevorzugten Gegebenheitsgebieten aus, kann aber von jedem dieser beiden aus in je zwei Richtungen fortlaufen: aufwärts zum höheren Sein und abwärts zum niederen. Er läuft vom seelisch Innerlichen zum geistig Objektiven hinauf, zugleich aber auch zum organisch Innerlichen hinab; und andererseits läuft er vom dinglich Mechanischen zum organisch Äußerlichen hinauf, zugleich aber auch zum kategorial Niedersten und Fundamentalsten hinab. Denn die Ausgangsgebiete verschieben sich nicht; sie können sich nur erweitern. Aber die Erweiterung ist schon bedingt durch das Einrücken benachbarter Kategoriengruppen ins Bewußtsein.

Und da es ein und derselbe erkennende Geist ist, der diese Prozesse durchläuft, so häufen sich die verschiedenartigsten Kategorien in ihm

an — gleichsam von zwei Polen aus — und gruppieren sich um diese, greifen aber keineswegs sogleich harmonisch ineinander. Denn die Ordnungsfolge ihres Durchdringens ins Bewußtsein ist eine ganz andere als die ihres ontischen Zusammenhanges. Aber nach und nach fügen sie sich doch zusammen, um der Tendenz nach schließlich eine geschlossene Einheit zu bilden.

Im Wechsel der Denkformen muß sich das so ausprägen, daß ihre Aufeinanderfolge im einzelnen eine gewisse Regellosigkeit zeigt, im ganzen aber die Konvergenz der beiden Grundtypen enthält. Indem die besonderen Formen beiderlei Typs sich ausweiten und auswachsen, müssen sie in der Tendenz aufeinander zuwachsen und schließlich zusammenwachsen. Die einseitigen Weltbilder weichen den vielseitigeren; und könnte der Prozeß so ungestört weitergehen, so müßten die heterogenen Weltaspekte zuletzt einander berühren und ein homogenes Ganzes ergeben.

Die Philosophie hat Beispiele großer Synthesen, die das scheinbar Unvereinbare in der Tat umfassen und damit beweisen, daß diese Tendenz keineswegs illusorisch ist. Ob sie erfüllbar ist, bleibt eine andere Frage. In einer Hinsicht aber sind solche Versuche doch eine lehrreiche Probe auf das Exempel der kategorialen Ausweitung: die Systeme, die solche Synthesen bringen, sind stets auf einer weit größeren Mannigfaltigkeit von Kategorien erbaut als die einseitigen Weltbilder, die sie zu vereinigen streben. Und da solche Mannigfaltigkeit kein indifferentes Nebeneinander sein kann — koordinieren läßt sich ja nur das Gleichartige —, so sind es eben diese Synthesen, in denen auch eine objektive Anordnung der Kategorien sich geltend macht. Ob diese auch bewußt erkannt wird oder nicht, macht dabei nur einen geringen Unterschied aus. Wichtig ist vielmehr, daß sie stets eine ganz andere ist als die geschichtliche Reihenfolge, in der die Kategorien sich in den Denkformen aktivieren.

Erster Teil

Allgemeiner Begriff der Kategorien

I. Abschnitt

Die Kategorien und das ideale Sein

1. Kapitel. Gleichsetzung von Prinzipien und Wesenheiten.

a. Prinzip und Determination.

Der Sinn der Frage nach den Kategorien hat sich nunmehr präzisiert. Gefragt ist nach den ontischen Grundlagen, den konstitutiven Seinsprinzipien. Zugleich aber ist auch gefragt nach den Erkenntnisprinzipien, sofern diese mit jenen notwendig irgendwie zusammenhängen müssen. Und zwar ist nach beiden gefragt im Gegensatz zum Wechsel der Denkformen — und wiederum nicht sofern diese zu den beiderseitigen Prinzipien indifferent stehen, sondern gerade sofern die Beweglichkeit der Denkformen es ist, woran die kategoriale Mannigfaltigkeit geschichtlich greifbar wird.

Es hat sich weiter gezeigt: weil man Prinzipien — einerlei welcher Art — nur in Form von Prädikaten aussprechen kann, so ist ebendamit gefragt nach den Grundprädikaten. Weil aber diese nicht identisch sind mit den Prinzipien, die sie aussprechen, und auch inhaltlich bloß Näherungswerte darstellen, so ist drittens stets — und zwar gesondert an jeder Kategorie — auch zugleich nach dem immer wieder anders ausfallenden Verhältnis des Prädikats zum Prinzip gefragt.

Man kann die philosophische Frage nach den Kategorien nur lebendig erhalten, wenn man sie die ganze Untersuchung hindurch nach diesen drei Richtungen offen hält. Man hält sie damit bei ihren Quellen fest. Löst man sie davon ab, so entgleitet sie entweder ins Formale oder ins Spekulative, oder auch in die Relativität der Denkformen.

Dieses vorläufige Resultat genügt aber nicht. Gefragt ist zwar nach den ontischen Grundlagen, aber doch nicht nach allen beliebigen. Es gibt auch sehr spezielle ontische Grundlagen bestimmter Ausschnitte des

Seienden. Von dieser Art sind die Gesetze der Weltmechanik, des Seelenlebens, der Volkswirtschaft. Mit ihnen haben es auf allen Gebieten die Spezialwissenschaften zu tun. Hier dagegen handelt es sich nur um die allgemeinsten und fundamentalsten, zum Teil also um einen so elementaren Bestand von Seinscharakteren, daß der naiv im Leben stehende und selbst der wissenschaftlich denkende Mensch ihn in aller Selbstverständlichkeit voraussetzt, wenn überhaupt ihm einmal etwas davon bewußt wird.

Kategorienlehre ist ausschließlich Fundamentalontologie, d. h. Forschung nach den allgemeinen Seinsfundamenten, die sich zwar auch nach den Seinsschichten differenzieren, aber doch unterhalb der Besonderheit jener Spezialgebiete bleiben. Die Kategorienlehre teilt mit der Mehrzahl der Wissenschaften die ontologische Grundeinstellung der intentio recta. Aber innerhalb des Seienden überhaupt, auf das sie gemeinsam mit ihnen gerichtet ist, hat sie es doch nur mit dem Allgemeinen zu tun, auf das alles speziellere Seiende basiert und von dem es abhängig ist.

Darin liegen zwei Bestimmungen des Kategoriensseins: die Allgemeinheit und der Determinationscharakter. Der letztere besagt eben dieses, daß Kategorien das konkrete Seiende irgendwie „bestimmen", oder was dasselbe bedeutet, daß sie dasjenige sind, wovon es „abhängig" ist. Dieser zweite Grundzug der Kategorien ist es, was sie zu „Prinzipien" macht. Ein „Prinzip" ist nicht etwas für sich; es ist das, was es ist, nur in Beziehung auf sein Korrelat, das „Concretum". Unter dem Concretum aber ist der Spezialfall zu verstehen, nicht so sehr als das Einzelne und Einmalige (das wäre bloß der Gegensatz zum Allgemeinen), sondern als das allseitig bestimmte, in sich komplexe Gebilde, das unzählige Momente umfaßt und nur in deren Miteinandersein besteht. An der Korrelation von Prinzip und Concretum eröffnet sich eine Möglichkeit, das Wesen der Kategorien näher zu bestimmen. Sie liegt in der Analyse des Verhältnisses selbst. Denn dieses Verhältnis ist ein eigenartiges, keinem anderen vergleichbares.

Hierbei nun liegt das ganze Gewicht auf der Frage: wie eigentlich „determinieren" Prinzipien ihr Concretum? Denn der Arten des Determinierens gibt es viele. Wie also modifiziert sich in der Korrelation von Prinzip und Concretum der Charakter der Determination? Oder auch so: wie unterscheidet sich diese Korrelation von anderen Korrelationen, die ihr nahe verwandt sind, wie etwa Form und Inhalt, Allgemeines und Einzelfall?

Diese und ähnliche Fragen sind der Anfang einer langen Reihe von Schwierigkeiten, die einer besonderen Untersuchung bedürfen. Eine solche Untersuchung wird noch zu führen sein; und sie wird sich an den zahlreichen geschichtlichen Versuchen, das Verhältnis zu fassen, orien-

tieren müssen, um ihre Aporetik durchzuführen. Vorarbeiten aber kann man ihr durch Klärung des anderen Grundmomentes im Wesen der Kategorien, des Momentes der Allgemeinheit. Denn auch dieses ist keineswegs ohne Schwierigkeiten. Was heißt es, daß Kategorien das Allgemeine im Concretum sind? Allgemeines gibt es ja auch sonst an allem Seienden, desgl. an allem Gedachten, allen Vorstellungen. In solcher Verwässerung ist natürlich nichts damit gesagt. Auf den eigentümlich kategorialen Charakter des Allgemeinen kommt es an. Aber worin besteht er?

b. Das Allgemeine in den Kategorien. Antike Fassungen.

Wenn dieses „Allgemeine" etwas Bestimmtes besagen soll, so muß man es auch bestimmen können. Man hat es von jeher zu bestimmen gesucht als das „Wesen" oder die „Form", in neuerer Zeit auch als die Gesetzlichkeit. Und man meinte damit annähernd dasselbe wie mit den Gebilden der idealen Sphäre, ein ideal Seiendes.

Was dazu verführte, liegt auf der Hand. Kategorien haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Wesenheiten. Sie haben keine zeitliche Existenz, bestehen in Unabhängigkeit von den besonderen Realfällen, lassen sich aber an diesen sehr wohl erfassen, aus ihnen herausheben. Ja, sie sind zunächst nur auf diesem Umwege faßbar, werden bestenfalls erst hinterher auch in ihren eigenen Zusammenhängen zugänglich. Und die Apriorität ihrer Einsichtigkeit besteht an ihnen wenigstens insofern zu Recht, als in ihnen, wenn sie einmal herausgehoben sind, auch stets mehr einsichtig wird als ihr Bestehen im betrachteten Realfalle: eben ein Allgemeines, Wesenhaftes, Gesetzliches, das schon als solches prinzipiell eine Unendlichkeit von Fällen umfaßt. Nimmt man dazu die Überzeitlichkeit, das Fehlen alles Entstehens und Vergehens, aller Individualität, so ist es verständlich, daß man geradezu zwangsläufig zur Gleichsetzung der Kategorien mit idealem Sein gedrängt wurde. Man fand keine rechten Unterschiede, und man sah auch keinen Grund, nach ihnen weiter zu suchen.

Dem leistet die Geschichte des Kategorienproblems in jeder Hinsicht Vorschub. Die Aristotelischen Kategorien entstammen in aller Deutlichkeit einer Wesensanalyse des Dinglichen. Sie drücken also Wesensmomente aus, und ihre Bezogenheiten aufeinander sind Wesensgesetze. Daß z. B. Größe, Beschaffenheit, Ort und Zeitpunkt nur einem Substanzartigen zukommen können, ist als ein Wesensgesetz gemeint; und daß ebenso umgekehrt alles Substanzartige Ort und Zeitpunkt, Beschaffenheit und Größe haben muß, ist wiederum als Wesensgesetz gemeint. Die Kategorialanalyse bewegt sich hier ganz in der Wesensanalyse. Wie also hätte man diese Kategorien anders verstehen sollen als nach

Art von Wesenheiten? Man kann sich eigentlich nur wundern, daß Aristoteles sie nicht einfach in das τί ἦν εἶναι hineingezogen hat. Nur die „Substanz" leistete dem Widerstand.

Fragt man sich, woher diese Auffassung stammt, so muß man wohl antworten: aus der Platonischen Philosophie. Denn aus der Vorsokratik stammt sie nicht. Die Prinzipien der Vorsokratiker sind wohl als Substanzen, auch wohl als Kräfte oder Mächte gemeint, die in der realen Welt walten, aber nicht als ideale Wesenheiten. Am nächsten kommen dem Wesensreich vielleicht noch die Zahlprinzipien der Pythagoreer, sowie ihre Tafel der Gegensätze. Aber mit ihrer Betonung der Gegensätze stehen sie nicht allein, das ist ein durchgehender Gedanke der Frühzeit. Und bei der Mehrzahl derer, die in Gegensätzen philosophieren, handelt es sich dabei um harte Realität, und keineswegs um ideenhaftes Sein.

Bei Platon aber wird das anders. Sein Ideenreich ist ein eminentes Kategorienreich, eine Sphäre von Prinzipien, welche die Welt beherrschen und bestimmen, — zugleich aber auch ein Reich idealer Wesenheiten, und zwar „an sich seiender" Wesenheiten. Das Platonische Ideenreich ist überhaupt die geschichtlich erste Fassung und Charakterisierung des ideal Seienden, sofern es eine Sphäre mit eigener Seinsweise im Gegensatz zum Realen bildet.

Man darf wohl sagen, es ist das Schicksal des Kategorienproblems auf viele Jahrhunderte geworden, daß es in demjenigen Kopf, in dem es zuerst spruchreif wurde, zugleich mit dem Problem des idealen Seins, und geradezu ineins mit ihm, spruchreif wurde. Die abendländische Philosophie hat sich von dieser Problemverschmelzung nie wieder frei gemacht. Das war ihr Schade, denn die Probleme sind verschieden.

In Platons eigenem Denken lassen sich beide Probleme ganz eindeutig aufzeigen. Es sind eng verbundene, aber in Platons Charakteristik noch sehr wohl unterscheidbare Kehrseiten der „Idee". Die Idee ist einerseits „Prinzip" (ἀρχή), und als ein solches ist sie Grundlage, das Bestimmende, durch welches die Dinge sind, wie sie sind. Und andererseits ist sie Wesenheit, die als Allgemeines in den Spezialfällen wiederkehrt. Im ersteren Sinne ist sie Urbild (παράδειγμα), im letzteren Gattung, Art, Immerseiendes, Sichgleichbleibendes (γένος, εἶδος, ἀεὶ ὄν, ὡσαύτως ἔχον). Derselbe Gegensatz spiegelt sich in der Art, wie sie erfaßt werden soll. Die „innere Besinnung" auf sie (ἐννοεῖν), sowie die Methode der „Hypothesis" sind auf die Idee als Prinzip gerichtet; die „Zusammenschau" (συνορᾶν), die „Überschau der Fälle" (ἐπὶ πάντα ἰδεῖν) u. a. m. gelten der Idee als dem Allgemeinen. Neutral zu beiden steht das Moment des „Vorwissens" (προειδέναι), das die Keimzelle alles späteren Apriorismus ausmacht.

So liegen in den Platonischen Fassungen der Idee alle Requisiten der Wesensschau und zugleich die der Prinzipienforschung. Man hat darin auch kaum etwas Auffallendes erblickt; man stand eben selbst unter dem Einfluß dieser Tradition. Man kannte es nicht anders, als daß das ideale Sein auch Seinsprinzip sein müsse. In aller Selbstverständlichkeit übernahm schon Aristoteles diesen Zusammenhang: das „Eidos" ist zugleich das den Fällen Gemeinsame und das bewegende Prinzip in ihnen. Diese Auffassung geht trotz aller Verschiedenheit der Systeme fast ununterbrochen durch bis auf die Lehre von den substantiellen Formen, die in sich den Charakter der reinen essentia mit dem der Realprinzipien vereinigen sollten.

c. Neuzeitliche Fassungen. Kant und seine Epigonen.

Obgleich in der Neuzeit das Wesensreich an Bedeutung verliert, wird das Gewicht jener Verschmelzung doch eher noch größer. Die Gründe dafür liegen einerseits bei dem subjektivistischen Element, das sich in die Auffassung des idealen Seins einschleicht — denn immer mehr sieht man in den Wesenheiten bloße Begriffe des Verstandes —, andererseits aber bei dem immer mehr ins Zentrum der Probleme rückenden Rätsel des Apriorismus.

Die „ersten Ideen" oder simplices, wie Descartes und Leibniz sie schildern, sind deswegen so überaus konsequenzenreich für die erkenntnistheoretischen Grundfragen, weil sie einerseits als begrifflich verstandene Wesenheiten dem Intellekt angehören und ihm als die seinigen faßbar sind, zugleich aber doch auch kategoriale Grundlagen des Seienden und der Welt ausmachen. Denn das ist die stille Voraussetzung, die der subjektivistische Einschlag mit sich bringt, daß der menschliche Intellekt die Kategorien des göttlichen in sich trägt; er braucht sie nur sich selbst „distinkt" zu machen, um sie als solche zu erfassen. Da aber der göttliche Intellekt zugleich architektonisch ist und den Weltbau bestreitet, so muß der letztere sich mit jenen Kategorien auch erfassen lassen.

In dieser Form übernimmt Kant das Kategorienproblem. Darum sind bei ihm Kategorien in aller Selbstverständlichkeit „reine Verstandesbegriffe", ohne daß sie deswegen aufhörten, „Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände" zu sein. Daß hierin eine doppelte Funktion der Kategorien in Anspruch genommen wird, liegt klar zutage; desgleichen daß auf dieser Verdoppelung gerade die „objektive Gültigkeit" synthetischer Urteile a priori beruhen muß. Aber es ist genugsam bekannt, daß die Kritik der reinen Vernunft für dieses Verhältnis keinen Erweis bringt, ja genau genommen auch keinen Versuch eines Erweises. Denn die Argumentation mit der „transzendentalen Apperzeption" ist selbst

eine metaphysische Hypothese — wie ja der ganze Aufriß des transzendentalen Idealismus eine solche ist —, und die Ableitung aus dem „Medium der Erfahrung" ist nur eine Exposition desselben Verhältnisses (als Argument verstanden wäre sie ein Zirkelschluß).

In Wahrheit liegt die Sache doch vielmehr so, daß Kant das Grundverhältnis der zweierlei Funktion aus dem traditionellen Gut der Philosophie übernahm, das ihm vorlag. Denn eben der Doppelsinn der Kategorien als Wesenheiten einerseits und Seinsprinzipien andererseits hatte sich ungeschwächt erhalten; und nur die Wesenheiten hatten sich zu Verstandesbegriffen verflüchtigt. Diese Verflüchtigung oder Subjektivierung der Kategorien ist dann im Entwicklungsgange der Philosophie des 19. Jahrhunderts immer weiter fortgeschritten. Das Resultat liegt in den Systemen der Neukantianer vor, wo die Seite des selbständigen Erkenntnisgegenstandes ganz verschwunden ist, und das Erkenntnisverhältnis nur noch eine Angelegenheit des Bewußtseins in sich selbst ist. Als letztes Glied dieser Entwicklung steht die Auffassung der Kategorien als bloßer Fiktionen da.

d. Die phänomenologische Erneuerung der Wesenslehre.

In dieser ganzen Tradition steckt, nur schlecht verborgen durch die wechselnde Terminologie, die alte, festgefahrene, kaum mehr variierende Grundansicht, daß Prinzipien und Wesenheiten dasselbe sind. Und nur die kritische Arbeit der Nominalisten verhindert die Wiederkehr der alten Wesensontologie. Hatte doch die These, daß die Universalien nur in mente bestehen, die Subjektivierung der Kategorien heraufgeführt.

Wie aber, wenn man dieses Moment der Kritik wieder fallen ließ? Dazu lag mancherlei Grund vor. Hatte doch die Subjektivität der Kategorien zu untragbaren Konsequenzen geführt; es fehlt um den Beginn unseres Jahrhunderts nicht an skeptischen, agnostischen und relativistischen Tendenzen, die alle Errungenschaften aufzulösen scheinen. Der Gegenschlag, wenn man überhaupt einen wagen wollte, konnte nur ein radikaler sein. Er kam von den Brentanoschulen her und führte zur Erneuerung der Lehre vom objektiven Bestehen des Wesensreiches.

Das hätte an sich nicht viel besagt, wenn nicht in dieser Erneuerung den alten Wesenheiten voll und ganz die Funktion von Prinzipien zugefallen wäre. Denn damit wurde sie faktisch zu einer metaphysischen Theorie, die sich die Entscheidung der wichtigsten Kernfragen im Gebiet des Erkenntnis- und Seinsproblems zumutete. Aber äußerlich erschien sie in bescheidenen deskriptivem Gewande — als bloße „Phänomenologie", die gegen alle Realprobleme die kritische Haltung der ἐποχή herauskehrte. So konnte sie für unmetaphysisch und ungefährlich gelten. Aber sie war es nicht.